

Das Ostpreußenblatt

Nr. 49 – 8. Dezember 2007 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Bis jetzt steht nur das Fortuna-Portal, aber das Potsdamer Stadtschloß soll folgen: Der Kopf der römischen Göttin Minerva wurde nach der Sprengung 1960 geborgen. 2001 wurde er bei der Wiedererrichtung des von dem Hugenotten Jean de Bodt geplanten und 1701 entstandenen Eingangs zum Stadtschloß eingesetzt. Dank der 20 Millionen Euro Spende des SAP-Gründers Plattner soll das Schloß 2011 wiedererstehen. (Seite 3)
Foto: ddp

Besser als der Pisa-Ruf

Problemgruppen belasten Bildungserfolg der deutschen Schulen

Von KLAUS D. VOSS

Wer wird schon klug aus „Pisa“? Die Reaktion der Bildungspolitiker auf diesen OECD-Vergleich der Bildungssysteme ist zwiespältig, denn wer steckt gern schlechte Noten ein? Die Bildungspolitiker zum einen wollen kleinste Fortschritte als Erfolge feiern, andere Kultusminister den Pisa-Wettbewerb gleich ganz aufgeben – so wie es paßt.

Es ist ein großer Irrtum: Die vielfältig gegliederten Schulen in Deutschland bringen durchaus gute Schüler hervor, aufgeweckte Spitzenbegabungen und eine große Zahl ordentlicher Absolventen. Das deutsche Schulsystem ist deutlich besser als sein Pisa-Ruf. Es verkraftet sogar große Schülergruppen aus bildungsfeindlichen Schichten und erreicht so gesehen einen passablen Durchschnittswert. Ein starkes Fünftel jedoch unter den Schülern gilt nach Pisa-Bewertung als hochproblematisch.

Die Gruppen, die den deutschen Bildungsdurchschnitt nach unten ziehen, sind bekannt. Einmal die vernachlässigten Kinder aus Haushalten, deren Eltern Grundtugenden wie Disziplin und ein Minimum an Umgangsformen nicht vermitteln. Ohne diese sozialen Verhaltensweisen können sich die Kinder in der Schule Bildungsinhalte nicht erschließen. SPD-Chef Kurt Beck hat diese Schicht in der Gesellschaft als „Prekariat“ eingekreist; diese Gruppe wächst bedauerlich schnell.

Die zweite Gruppe, die das Schulsystem belastet, ist besonders ausbildungsfeindlich: Die Kinder der zweiten Einwanderergeneration verweigern größtenteils das Erlernen der deutschen Sprache und haben damit keinen erfolgversprechenden Zugang zur Schulbildung. „Code 99“ heißt das in der Pisa-Auswertung, völliges Versagen.

Diese Bildungsblockade wird inzwischen selbst von Politikern mit Multikulti-Sicht nicht mehr übersehen – sie ist das Problem an deutschen Schulen schlechthin. Finnland und Südkorea sind seit Jahren Spitzenreiter in allen Bildungsdisziplinen der Pisa-Wertung, und in diesen Ländern gibt es auch keine großen fremdsprachlichen Ausländergruppen. Kanada, das dritte Land an der Pisa-Spitze, betreibt seit vielen Jahren eine rigorose Integrationspolitik mit seinen Zuwanderern – es geht also auch anders. Frankreich hat ebenso große Probleme wie Deutschland, aber die Migrantenkinder aus Nordafrika sprechen Französisch als Muttersprache; in der Pisa-Skala steht Frankreich auch einige Plätze über Deutschland. Nicht so Österreich: Das Land hat vergleichbare Lasten mit den Zuwanderern wie Deutschland, daher sind auch die Pisa-Noten fast identisch.

Der große Irrtum Nummer zwei: die falschen Schüsse ziehen. Die Schulen müssen im guten Sinne Lehranstalten sein, aber sie werden mißbraucht als eine Art „soziales Ausgleichsamt“. Das Lieblingsprojekt der linken Bildungspolitik, den sozialen Aufstieg der Kinder über die Bildungswege zu ermöglichen, kann nur funktionieren, wenn das familiäre Umfeld mitwirkt. Die Unterstützung der Eltern und damit die Förderung der Familien ist das A und O der Gesellschaftspolitik. In Deutschland dringt die links dominierte Bildungspolitik aber auf andere Lösungen: Einheitsschule und Standard-Ausbildung, als gelte es, gleichschlechte Chancen für alle zu schaffen.

Reformen oder Reformversuche am Schulsystem bringen wenig. Das Schweizer Institut EPICE ließ Bildungsforscher schon vor drei Jahren die Antworten auf Pisa untersuchen, und man stellte mit einiger Süffisanz die Hilflosigkeit der Bildungspolitik fest. In den deutschen Bundesländern und den Schweizer Kantonen seien viele Reformmaßnahmen mit Pisa begründet und legitimiert worden, diese seien aber teils so gegensätzlich, daß festgestellt werden mußte: Pisa diente nur als Begründung für die gewünschten Reformschritte.

KLAUS D. VOSS:

Klare Ansage

Diesen Strategiewechsel hat die CDU schon verpaßt. Während SPD-Chef Kurt Beck seine Partei auf Sturm einstellt, läßt Angela Merkel ihre Christdemokraten in Harmonie ausharren – und hielt dies auch den ganzen Parteitag in Hannover durch. Das ist erstaunlich viel Gelassenheit. Hat die Parteichefin übersehen, daß in sieben Wochen die ersten Hochrechnungen nach zwei wichtigen Landtagswahlen drohen?

Wie diese Wahlen ausgehen werden, läßt sich zur Stunde nicht sicher vorhersagen. Die SPD hat mit ihrer Kampagne erst begonnen, die sozialen Schnäppchenjäger anzulocken, zum Ausverkauf auf allen Etagen des Sozialstaats. Aber Merkel und ihre 1001 Delegierten hielten in einer Weise still, als wollten sie Becks schlechte Manieren schlicht übersehen.

Der Wunsch, die Große Koalition bis zum Ende durchzustehen, ist das eine. Ob es sich auszahlt, ist die andere Frage. Die Union droht, auf den Restbeständen der Reformpolitik sitzenzubleiben, darunter unbeliebte Teile wie die Rente mit 67. Unterdessen kann sich die SPD wahlfein machen.

Noch erstaunlicher: Die CDU hat in Hannover zwei Tage lang ein Grundsatzprogramm debattiert, aber es bleibt undeutlich, wofür Merkel und Gefolge wirklich stehen: ein bißchen Mindestlohn, etwas Erziehungsgeld für die Mütter von übermorgen, ein paar Klimaschutz-Spielereien, nur Vages zu den Lücken in der Sicherheitspolitik. In einen Wahlkampf geht man aber mit klaren Ansagen.

Die CDU droht, ihre alten Stärken zu vergessen. Wer denn außer der Union kann für die guten Rezepte einer Gesellschaft eintreten: Lohn nach Leistung, Sparen vor Verschulden, Aufstiegschancen für die, die darum kämpfen wollen. Vor allem ein offenes Bekenntnis zur Familie, dem Herzstück der Gesellschaft. Das muß klar gesagt werden.

Das »Karussell« dreht sich für Putin

Die Tricks der russischen Wahlhelfer: Stimmenfang vor den Wahllokalen – Dafür gibt es Geld

Von JURIJ TSCHERNYSCHEW und M. ROSENTHAL-KAPPI

Lange vor der Staatsduma-Wahl in Rußland war klar, daß die Partei Wladimir Putins, „Einiges Rußland“, haushoch gewinnen würde. Hatte man doch schließlich schon lange vor der Wahl alle Vorkehrungen getroffen, die Macht im Lande in starker Hand zu behalten: Das Wahlgesetz wurde zum Nachteil kleinerer Parteien dahingehend verändert, daß die Fünf-Prozent-Hürde auf sieben Prozent hochgesetzt wurde. Um überhaupt auf die Wahlliste gesetzt werden zu können, muß eine Partei eine ausreichende Zahl von Mitgliedern nachweisen, und schließlich wurde die Pressefreiheit weitestgehend eingeschränkt, so daß in den Medien nur noch große Parteien wie die der Regierung vorkamen. Protestmärsche der Opposition wurden am Ende gewaltsam von der Polizei aufgelöst, politische Gegner verhaftet.

Aber die Wahlstrategen Putins haben noch ganz andere Tricks drauf. Einer heißt „Karussell“, der folgendermaßen funktioniert: Ein unauffälliger Mensch postiert sich vor einem Wahllokal und beobachtet die hineingehenden Leute. Dann sucht er sich ein Opfer aus, meist ältere Personen, die arm aussehen. Er verwickelt sie in ein Gespräch, in dessen Verlauf er der Person vorschlägt, ihm ihren Wahlzettel zu verkaufen. Dieser echte Wähler gibt nun im Wahlbüro seine Registrierungskarte ab, und kommt mit dem leeren Wahlzettel wieder heraus. Der Wahlhelfer macht sein Kreuzchen bei der Partei, für die er arbeitet und sucht sich das nächste Opfer. Die zweite Person holt mit ihrer Registrierungskarte einen neuen leeren Wahlschein und gibt den ausgefüllten des ersten Wählers ab. Nach diesem Schema wird immer weiter verfahren.

Einfacher, aber noch wirksamer ist die Einschüchterung älterer Menschen, die sich nicht zu wehren wissen. Man lockt Rentner, die das Wahllokal betreten wollen, unter einem Vorwand in ein Auto und beginnt sie zu bearbeiten. Man bietet ihnen Geld dafür, daß sie ihr Kreuzchen an die richtige Stelle setzen. Um sicher zu gehen, daß sie auch wirklich die gewünschte Partei ankreuzen, wird ihnen erzählt, in der Wahlkabine befänden sich Überwachungskameras. Diese und eine Reihe ähnlicher Methoden scheinen als effektiveres Mittel zum Stimmenfang zu gelten als bloße Wahlpropaganda, für die sich die Russen wenig interessieren. Über diese Manipulationstechniken ist in russischen Publikationen nichts zu lesen.

Internationale Wahlbeobachter der OSZE und die Bundesregierung protestierten gegen diese Form der Wahl. Für Putin hingegen gab es nur geringe Unregelmäßigkeiten, die das Ergebnis nicht verändern.

Das Wahlergebnis fiel ja dann auch ganz im Sinne Putins aus: Die Partei „Einiges Rußland“ erzielte 64,2 Prozent der Stimmen, die Kommunistische Partei als einzige Opposition im Parlament 11,6 Prozent, die Liberaldemokraten 8,1 Prozent, und die Partei „Gerechtes Rußland“ erhielt 7,8 Prozent der Stimmen bei einer hohen Wahlbeteiligung von 63 Prozent. In Meinungsumfragen vor der Wahl zeigten viele Russen sich eher gleichgültig gegenüber der großen Politik. Möglicherweise wurde auch bei der Wahlbeteiligung manipuliert; die Bilder von kollektiv wählenden Soldaten sprechen für sich. Mit dem Wahlausgang ist die Mehrheit der Russen zufrieden. Putin ist für sie der Garant für Wohlstand und Stabilität. Mehr zur Wahl in Rußland siehe Seite 6.

Toiletten-Mangel tötet

Es stinkt zum Himmel: Jedes Jahr sterben Millionen Menschen, weil ihnen eine saubere Toilette fehlt. 2,6 Milliarden Menschen – über 40 Prozent der Weltbevölkerung – müssen darauf verzichten. Die Folge mangelnder sanitärer Grundversorgung sind Durchfallerkrankungen, die nicht selten zum Tod führen. Täglich fallen ihnen rund 5000 Kinder zum Opfer, schätzt die Organisation Wateraid. Das seien etwa fünfmal so viele, wie an der Immunschwächekrankheit Aids sterben. Doch während die Aids-Bekämpfung weltweite Aufmerksamkeit und Unterstützung findet, sei die Bereitstellung sanitärer Anlagen „das letzte Tabu" in der Entwicklungszusammenarbeit, so die Politik-Beraterin der christlichen Hilfsorganisation Tearfund in Großbritannien, Laura Webster. Am „Welt-Toiletten-Tag", dem 19. November, rief Tearfund in London zu einem globalen Aktionsplan für sanitäre Grundversorgung auf. Der konservative Unterhausabgeordnete Bill Cash machte darauf aufmerksam, daß fast die Hälfte aller Krankenhausbetten weltweit mit Patienten belegt seien, die an durch Schmutzwasser hervorgerufenen Erkrankungen leiden. Eine schlechte Sanitärversorgung halte die Armutsbekämpfung auf. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein Baby an einer Durchfallerkrankung sterbe, sei in Afrika rund 500mal höher als in den Industrieländern. Am schlimmsten ergeht es den Menschen in Afghanistan. Wateraid zufolge mangelt es dort 92 Prozent der Bevölkerung an sanitären Einrichtungen. An zweiter und dritter Stelle folgen der Tschad und Eritrea mit jeweils 91 Prozent. In China ist zwar der Bevölkerungsanteil geringer, aber dort ist die Gesamtzahl um so höher: Knapp 733 Millionen Chinesen sind sanitär schlecht versorgt. In Indien sind es 728 Millionen Menschen und in Indonesien 99 Millionen. Schmutzwasser tötet mehr Menschen als Kriege. *idea*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: Mehrheiten?

Mehrheiten berühren ihn wenig, denn obwohl Berlins Regierender Bürgermeister Wowereit weiß, daß es für den Erhalt des Berliner Flughafens Tempelhof eine Mehrheit in der deutschen Hauptstadt gibt, könne „diese die Entscheidung des Senats nicht beeinflussen". Berlin hat jetzt sogar die Alleinverfügungsgewalt über das Grundstück, da der Bund seinen Anteil im Rahmen des Hauptstadtvertrages an die Stadt verkauft hat. Überhaupt flossen anläßlich des Vertrages zig Millionen. Ob für die Staatsoper unter den Linden, das Stadtschloß oder die Sicherheit der Bundesimmobilien, es zahlte der Bund.

1.496.317.746.657 €

(eine Billion vierhundertsechsundneunzig Milliarden dreihundertsiebzehn Millionen siebenhundertsechsundvierzigtausend und sechshundertsiebenundfünfzig)

Vorwoche: 1.496.000.808.962 €
Verschuldung pro Kopf: 18.166 €
Vorwoche: 18.162 €

(Dienstag, 4. Dezember 2007, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

Die Politik steckt mittendrin

Förderbank KfW und IKB haben zahlreiche Politiker in ihren Aufsichtsräten, trotzdem Spekulationen

Von Ansgar Lange



Der Minister und seine Bank-Direktorin: Peer Steinbrück mit Ingrid Matthäus-Maier Foto: pa

Bundesfinanzminister Peer Steinbrück (SPD) markiert gern den starken Mann. Manchmal denkt man da an die sprichwörtlichen Hunde, die bellen und nicht beißen. Ende November war wieder eine gute Gelegenheit für markige Sprüche. Die staatliche KfW (früher Kreditanstalt für Wiederaufbau), eine Anstalt öffentlichen Rechts, will die Mittelstandsbank IKB Deutsche Industriebank AG so schnell wie möglich verkaufen. Auf der Internetseite des Unternehmens präsentiert sich die IKB als „die richtige Bank für Unternehmen, die einen langfristigen Finanzierungspartner suchen", statt dessen ist sie die richtige Adresse für milliardenschwere Fehlkalkulationen auf dem US-Immobilienmarkt.

„Rambo" Steinbrück will also aufräumen. „Es gibt Bankvorstände, die der Komplexität dessen, was sie tun, nicht gewachsen sind", ließ der Minister verlauten. Und weiter: „Die Hochnäsigkeit der Manager nach dem Motto ‚Wir sind cleverer als die anderen' endete in einem Desaster." Wenn da nicht einer im Glashaus sitzt. „Der Mann hat Chuzpe" kommentierte daher auch zurecht die liberalkonservative „Frankfurter Allgemeine Zeitung" und wies darauf hin, daß Steinbrück nicht wie Pontius Pilatus die eigenen Hände in Unschuld waschen könne. Schließlich sitze sein Abteilungsleiter Jörg Asmussen im Aufsichtsrat der IKB.

Auch über die KfW, die nun den Rettungsring für die IKB auswerfen muß, führt das Bundesfinanzministerium die Aufsicht. Die ehemalige SPD-Politikerin Ingrid Matthäus-Maier fungiert als Sprecherin des KfW-Vorstands. Auch dies deute darauf hin, daß in Deutschland nicht das private, sondern das (halb-)staatliche Bankwesen morsch sei, so die „FAZ": „Der Weg an die Spitze der (zu immer mehr zweckfremden Aufgaben gezwungenen) Förderbank wurde aus Berlin einer Frau (Matthäus-Maier) geebnet, die sich in politischen Untiefen besser auskennt als im Dschungel des Kapitalmarkts. In großer Not sind nicht Deutsche Bank oder Commerzbank, sondern die „Bürgermeisterinstitute, LBBW, WestLB und Sachsen LB". Manager seien zwar nicht ohne Fehl und Tadel, doch die Politik habe ihre schützende Hand genau über jene gehalten, die jetzt versagen.

In der Tat ist es interessant, sich einmal die Führungs- und Kontrollgremien von IKB und KfW genauer anzuschauen. Im Vorstand der IKB sitzen Dr. Günther Bräunig, Dr. Dieter Glüder, Dr. Reinhard Grzesik und Claus Momburg. Alle vier kommen aus der Branche und können auf langjährige Laufbahnen innerhalb der KfW-Bankengruppe oder andere Institute zurückblicken. Im Zuge staatsanwaltschaftlicher Ermittlungen wurde auch die Wohnung des für das Risikomanagement zuständigen Vorstands Momburg durchsucht. Außerdem hat die Staatsanwaltschaft Düsseldorf die Privatwohnungen von vier früheren Vorständen sowie zwei aktiven Mitarbeitern durchsuchen lassen. Laut Presseberichten waren die Privaträume des Ex-IKB-Chefs Stefan Ortseifen sowie der früheren Vorstandsmitglieder Markus Guthoff, Frank Braunsfeld und Volker Doberanzke im Visier der Fahnder.

Und wer hat die Kontrolle über diese Manager inne? Vorsitzender des Aufsichtsrats ist Ulrich Hartmann, ebenfalls Vorsitzender des Aufsichtsrats beim Energiekonzern E.ON AG, dem laut Manager-Magazin „sehr gute Beziehungen in die Bundespolitik, zu den Gewerkschaften und den Banken nachgesagt" werden. Typisch „Deutschland AG", so könnte man dieses System auch umschreiben. Banker, Politiker, Unternehmer, Gewerkschafter – alle ziehen an einem Strang und verlieren gemeinsam den Überblick. Randolf Rodenstock, der bis 2003 das Familienunternehmen Rodenstock leitete, sowie Michael Rogowski, der ehemalige Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, haben ebenfalls Rang und Namen. Und als Stellvertretender Vorsitzendes des Aufsichtsrates sitzt besagter Jörg Asmussen, Leiter des Abteilung VII im Bundesministerium der Finanzen, mit im Boot.

Außerdem gibt es noch einen Beraterkreis der IKB. Jetzt sollte man es nicht übertreiben mit der Verantwortung, doch bei all der Pöstchenjägerei der deutschen Elite in Politik und Wirtschaft darf die Frage erlaubt sein, in wessen Auftrag, mit welcher Verantwortung und auf wessen Risiko diese erlauchten Damen und Herren beraten, vorsitzen und beaufsichtigen.

Im Beraterkreis finden sich unter anderem Jürgen R. Thumann (Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie), Dr. Barbara Hendricks (Parlamentarische Staatssekretärin bei Herrn Steinbrück und Schatzmeisterin der SPD) sowie der CDU-Politiker Hartmut Schauerte, seit 2007 Beauftragter der Bundesregierung für den Mittelstand sowie seit 2005 Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesminister für Wirtschaft und Technologie.

Und auch die KfW hat einen Verwaltungsrat, der aus 37 Mitgliedern besteht. „Entsprechend dem öffentlichen Auftrag der KfW Bankengruppe sind der Bundesminister der Finanzen bezehungsweise der Bundesminister für Wirtschaft und Technologie alternierend Vorsitzender beziehungsweise stellvertretender Vorsitzender", heißt es in schönstem Amtsdeutsch.

Außerdem setzt sich der Verwaltungsrat aus Ministern des Bundes, vom Bundestag und Bundesrat bestellten Mitgliedern, Vertretern von Banken und Sparkassen sowie Vertretern der Industrie, der Gemeinden, der Landwirtschaft, des Handels, des Handwerks, der Wohnungswirtschaft und der Gewerkschaften zusammen.

Warum wollen Steinbrück und Co. die Mittelstandsbank IKB unbedingt am Markt halten, wo die staatliche KfW doch schon Risiken von fast fünf Milliarden Euro übernommen hat?

Der Minister will den 38prozentigen Anteil der KfW an der IKB so schnell und so lukrativ wie möglich verkaufen. Aber am liebsten will er wohl verschleiern, daß diese formidable Bankenkrise auf das Konto der Manager und der Politik geht.

Die heimliche Herrin von Bayreuth

Zum Tod von Gudrun Wagner

Von Silke Osman

Sie galt vielen als die „graue Eminenz" auf dem Bayreuther Festspielhügel, als die eigentliche Herrin der Richard-Wagner-Festspiele. Seit Gudrun Wagner nun am 28. November unerwartet im Alter von nur 63 Jahren starb, ist das Rätselraten um den Fortgang der Festspiele groß. Lange hatte es keine solche Rangelei um die Nachfolge des von Krankheit gezeichneten 88jährigen Wolfgang Wagner gegeben wie in den letzten Jahren.

Gudrun Wagner geborene Armann stammte aus dem ostpreußischen Allenstein, wo sie 1944 geboren wurde. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie in Regensburg.

Die angehende Fremdsprachenkorrespondentin verbrachte ein Jahr in Frankreich und war zwei Jahre in England als Au-Pair-Mädchen. 1965 meldete sie sich auf eine Anzeige in der „Süddeutschen Zeitung": „Kulturbetrieb in Nordbayern sucht Mitarbeiterin." Wolfgang Wagner war angetan: „Das Mädchen nehmen wir." Sehr früh zeigte Gudrun in Bayreuth ihr Engagement und ihren Ehrgeiz, sie schien ihre Lebensaufgabe gefunden zu haben. 1970 heiratete sie Dietrich Mack, einen engen Mitarbeiter Wolfgang Wagners und den Herausgeber der Cosima-Briefe, ließ sich jedoch nach sechs Jahren von ihm scheiden, um den Chef auf den Grünen Hügel zu ehelichen. 1978 wurde Tochter Katharina geboren.

»Frau im Feuer«

Ein Leben als Hausfrau und Mutter aber schien der resoluten Ostpreußin nicht zu liegen. 1985 von Wolfgang Wagner zur persönlichen Referentin ernannt, erkannte sie bald die Chancen, die in dieser Position lagen. Von anderen als heimliche Herrin auf den Hügel gefürchtet, sah sie sich selbst als „Libero des Festspielhauses" oder als „Frau im Feuer".

Kritiker warfen ihr einen „harschen Führungsstil" vor, mit dem sie bei der Dirigenten-, Sänger- und Regisseursauswahl mit entschied. Ihr Mann würdigte in einem „Spiegel"-Interview ihren künstlerischen Einfluß: „Beim allgemeinen Männer-Wahn unter den Regie-Machos entdeckt, bereichert und korrigiert eine Frau vor allem die weiblichen Elemente einer Figur oder die weiblichen Aspekte einer Geschichte."

Von ihr selbst ist der Satz überliefert: „Wenn ich meine Arbeit richtig machen will – und wer will das nicht? –, dann habe ich natürlich die Fäden in der Hand; sonst würde es hier nämlich nicht laufen." Es wurde aber auch kolportiert, daß sie Anrufer, die Wolfgang Wagner verlangten, mit dem Satz abservierte: „Ich bin mein Mann."

Gudrun Wagner ist tot. Sie wird im engsten Familienkreis bestattet werden. Ort und Zeit des Begräbnisses sollen geheimgehalten werden. Am 13. Dezember soll aber in der Bayreuther Ordenskirche eine Trauerfeier für die Verstorbene stattfinden.


Gudrun Wagner Foto: ddp

Mit dem Ableben dieser starken Frau wird die Diskussion um die Nachfolge auf dem Grünen Hügel erneut aufflammen, und für den Stiftungsrat, der das letzte Wort in dieser Angelegenheit hat, besteht jetzt dringender Handlungsbedarf, denn Wolfgang Wagner wird kaum in der Lage sein, seine Führungsposition ohne die Frau an seiner Seite wahrzunehmen. Inwieweit Tochter Katharina, die im Sommer mit ihrer „Meistersinger"-Inszenierung von sich reden machte und auf Wunsch der Eltern die Nachfolge antreten sollte, vom Stiftungsrat aber abgelehnt wurde, wieder Chancen hat, bleibt dahingestellt. Ganz in der Tradition Bayreuths steht eine weitere Frau auf der Kandidaten-Liste: Wagner Tochter Eva Wagner-Pasquier aus der ersten Ehe, und auch Nike Wagner, die Tochter von Wolfgangs Bruder Wieland, wird immer noch genannt. Frauen auf dem Grünen Hügel hatten schon immer „gute Karten", angefangen bei Cosima, der Frau Richards, die nach dem Tod ihres Mann 1883 bis 1906 die Geschicke der Festspiele in ihre Hand nahm, bis zu Winifred, der Witwe ihres Sohns Siegfried. Es wird also weiterhin turbulent zugehen auf dem Grünen Hügel.

Mut gegen Lüge

Von Harald Fourier

Oft sind Künstler die ersten, die sich trauen, Kritik zu äußern. Denken wir an russische Dissidenten oder an Ernst Jünger in Deutschland. In seinem Buch „Auf den Marmorklippen“ karikiert er mitten in der Hitler-Zeit den NS-Führer als „Oberförster“. Es war mutig von Jünger, dieses Buch zu schreiben.

Heute gelten andere Maßstäbe. Als mutig gilt, wer im Chor mit Parteien und Gewerkschaften, Fernsehsendern und Zeitungen, Kirchen und Verbänden Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, die angeblich überall grassieren, brandmarkt. Und wenn sich die Geschichten von Nazi-Überfällen auf Ausländer mal wieder als Räuberpistole (Mügeln, Potsdam etc.) herausstellen, wird schnell der Mantel des Schweigens darüber gedeckt.

Denken wir nur an Gianni C. Der 30jährige Italiener behauptete vor anderthalb Jahren, er sei in Berlin von Nazis verprügelt worden. Sofort gab es „Demos gegen rechts“ und aufgeregte TV-Berichte. Dann kam heraus, daß C. sich alles ausgedacht hat, nachdem er besoffen auf die Gleise gefallen war.

Genau dort, am Alexanderplatz, gibt es jetzt das Kunstprojekt „Ich war's“. Die 42jährige Künstlerin Daniela Comani hat den Bahnhof der Linie U2 mit Plakaten gespickt, die fiktive Tagebucheinträge aus den vergangenen 200 Jahren enthalten und in Zusammenhang mit dem Alexanderplatz stehen.

Zum Beispiel der 2. Juli 1990: „Es ist Montag, ich bin im Centrum-Warenhaus am Alexanderplatz, ich kaufe ein und bezahle mit D-Mark. Die Mark der DDR ist seit gestern kein gesetzliches Zahlungsmittel mehr. Draußen betrachte ich die schöne Wabenfassade aus Aluminiumblech.“ Oder der 17. Juni 1953: „Auf dem Alexanderplatz, in der Stalinallee und in den anderen Hauptstraßen der Innenstadt werden die Proteste der Arbeiter von sowjetischen Panzern auf meinen Befehl hin zerschlagen.“

Am 14. Mai 2006 heißt es: „Heute Nacht bin ich betrunken auf die S-Bahngleise am Bahnhof Alexanderplatz gestürzt und habe mich dabei am Knie verletzt. Später im Krankenhaus habe ich erzählt, ich sei von Neonazis überfallen worden.“ Das war Gianni C.s Tagebucheintrag. Genauso war es. Aber so offen wurde darüber bislang kaum gesprochen.

Wenn jetzt Künstler wie hier am Alexanderplatz anfangen, sich über die ausgedachten Rassismus-Geschichten lustig zu machen, dann sind wir auf dem richtigen Weg. Schade nur (aber auch bezeichnend), daß eine Italienerin kommen mußte, um so ein wahrhaft mutiges Kunstprojekt in die Tat umzusetzen.

Triumph über die »Verräter«

Linker Widerstand vergebens: SAP-Gründer Plattner spendet Potsdamer Schloßfassade



Bislang steht nur das von TV-Moderator Günther Jauch gestiftete „Fortunaportal“ (li.): 20-Millionen-Spende macht den Weg frei für den Wiederaufbau des Potsdamer Stadtschlosses.

Foto: pa

Von Markus Schleusener

Die FDP-nahe Friedrich-Naumann-Stiftung in Potsdam hat ihren Sitz ausgerechnet im sogenannten Trumanhaus, in dem der US-Präsident während der Potsdamer Konferenz 1945 untergebracht war. Es steht in Babelsberg, in einer noblen Villengegend. Hier wird der liberale Parteinachwuchs weitergebildet und auf die Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner vorbereitet. Adresse: Karl-Marx-Straße 2.

Das ist typisch für Potsdam. Die Geschichte von Preußen und Deutschland verdichtet sich in dieser Stadt, und die politischen Kategorien „rechts“ und „links“ überlappen sich. Einerseits besteht das heutige Potsdam aus Babelsberg und Sanssouci, Günther Jauch und Jörg Schönbohm. Andererseits ist die Stadt auch eine Hochburg der Linkspartei und der Nörgler – und eines bislang gescheiterten Stadtschloß-Wiederaufbaus.

Aber jetzt kommt wieder Wind in die Sache. Dienstag vergangener Woche die unerwartete Nachricht: Der Mitbegründer der größten deutschen Softwarefirma SAP, Hasso Plattner, betätigt sich als Mäzen und unterstützt den Wiederaufbau des Stadtschlosses mit 20 Millionen Euro.

„Potsdam ist es wert, dort zu investieren. Die Kulturlandschaft ist eine der sensationellsten in Deutschland“, schwärmt der Millionenspender. Er stellt sich in eine Reihe mit vielen prominenten und weniger prominenten Bürgern, die einen sichtbaren Beitrag zum Wiederaufbau der von Krieg und Sozialismus zerstörten Bausubstanz leisten.

So wurde der Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche, die vor zwei Jahren eingeweiht worden ist, aus vielen Spenden finanziert. Sie kamen aus ganz Deutschland und der Welt. Und auch in Potsdam geht es nicht ohne großzügige Gaben von Privatpersonen. Einer der bekanntesten Unterstützer des Schloß-Projektes ist der Neu-Potsdamer Günther Jauch, der vor Jahren bereits das Fortuna-Portal der früheren Residenz aus eigener Tasche bezahlt hat.

1945 richteten alliierte Bomber-Geschwader erheblichen Schaden in der heutigen Landeshauptstadt an. Damals wurde auch das Potsdamer Stadtschloß so gut wie zerstört. Die Kommunisten verfuhren so barbarisch, wie sie es häufig taten, wenn es um architektonische Überreste der jahrhundertealten deutschen Kultur ging: Walter Ulbricht ließ die Reste des Potsdamer Schlosses 1959/60 abräumen. Seitdem ist der Alte Markt in Potsdam ein verwaister Platz, der sich kaum je mit Leben füllt.

Vor der Plattner-Initiative fand sich kein privater Investor mit ausreichend Geld, um den historischen Ort zu neuer Blüte zu führen. Deswegen beschloß der brandenburgische Landtag 2005, sein neues Parlamentsgebäude in der Form des alten Schlosses zu errichten und 100 Millionen Euro dafür auszugeben. Die stark versehrte Residenzstadt Potsdam hätte das Gebäude als Geschenk erhalten. Wer kann dazu schon nein sagen?

In Potsdam geht das: Das von der Linkspartei dominierte Stadtparlament lehnte den Bebauungsplan und damit das Geschenk des Landes überraschend ab. Und das gleich zweimal hintereinander. Oberbürgermeister Jann Jakobs (SPD) schäumte darüber damals vor Wut: „Sie (die Linken) sind politische Verräter.“

Das doppelte Njet der dunkelroten Kommunalpolitiker vor einem Jahr löste deutschlandweit Fassungslosigkeit aus. Es war gleichzeitig ein politisches Signal von jenem Teil der Potsdamer, dem der Schloß-Wiederaufbau schlichtweg egal ist. Es ist ein anderes Potsdam als das der Günther Jauchs oder Hasso Plattners.

Am 31. Januar 2007 kamen die Volksvertreter dann doch zur Besinnung und stimmten zum dritten und letzten Mal ab. Diesmal konnten sie sich zu einem Ja aufraffen. Aber nur zum Bau des Landtags auf dem Gelände, auf dem früher das Schloß gestanden hat. Ob das Gebäude in alter Fassade wiederentstehen würde, war noch immer unklar.

Jetzt der Durchbruch: Die Mittel von der Hasso-Plattner-Stiftung seien für eine größtmögliche Wiederannäherung des Landtagsgebäudes an Gliederung und Erscheinung der äußeren historischen Fassade des Stadtschlosses vorgesehen, teilte das Finanzministerium in Potsdam mit.

„Wir sind stolz und dankbar, Freunde und Förderer wie Hasso Plattner zu haben“, freute sich Brandenburgs Finanzminister Rainer Speer (SPD). Die Alternative wäre nämlich ein moderner Zweckbau gewesen. Eine furchtbare Vorstellung aus Sicht der Befürworter des historischen Wiederaufbaus. Erst die 20-Millionen-Spende ermöglicht die Wiederherstellung der historischen Fassade des von 1744 bis 1752 nach den Plänen Georg Wenzeslaus von Knobelsdorffs erbauten Schlosses.

Der Landtag berät gerade über sechs unterschiedliche Entwürfe für den Wiederaufbau. Sie müssen jetzt vermutlich noch einmal an die neuen finanziellen Möglichkeiten angepaßt werden. Bis 2011 soll das Gebäude fertiggestellt sein.

Landwirtschaft statt Flugverkehr?

Wowereit-Senat läßt absurde Pläne für »Nachnutzung« von Tempelhof diskutieren – Mehrheit der Bürger für Erhalt des Zentralflughafens

Von Peter Westphal

Der Kampf für den Fortbestand des Berliner Zentralflughafens Tempelhof (THF) ist in den vergangenen Tagen in eine neue Phase getreten. Dies liegt vor allem an der beachtlichen Zahl Unterschriften, die bislang für das Volksbegehren für den Erhalt von THF abgegeben worden sind.

Nach nur einem Viertel der erforderlichen Frist wurde bereits über die Hälfte des nötigen Quorums erreicht, das den Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) an seine wirtschaftliche, verkehrspolitische und nicht zuletzt historische Verantwortung erinnern soll. Folgerichtig übersetzte das Boulevardblatt „BZ“ den Erfolg der Aktion mit „92 278 Ohrfeigen für den Senat“ (letzter Stand schon über 100 000 Unterschriften).

Bis zum 14. Februar 2008 müssen mindestens 170 000 Berliner unterschrieben haben, damit die geplante Schließung des Zentralflughafens zum 31. Oktober 2008 noch einmal im Berliner Abgeordnetenhauses verhandelt werden muß. Die Initiatoren hoffen, daß der Senat doch noch einlenken könnte bei der Aussicht auf diese abermalige Debatte, zumal die große Mehrheit der Berliner den Erhalt von Tempelhof favorisiert.

Ganz unverblümt versucht der rot-rote Senat, die Durchführung des Volksbegehrens zu behindern. Bei der jüngsten Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus im September 2006 war – ausgerechnet im Auftrag des Senats – zugleich über die Vereinfachung bei Volksentscheiden und Volksbegehren abgestimmt worden. Obwohl die Berliner mit großer Mehrheit für die Vereinfachung votiert hatten, existiert das entsprechende Gesetz immer noch nur als Entwurf.

Darüber hinaus versuchen die Regierungspartner offenbar, über einzelne Bezirksämter der Werbung für das Volksbegehren Steine in den Weg zu legen. Die THF-Unterstützer sprechen wütend von Schikane.

Selbst im Rahmen des neuen Hauptstadtvertrages versuchte der Regierende Bürgermeister Ende vergangener Woche, gegen Tempelhof Front zu machen: Obgleich der Bund, in Person des Kanzleramtsministers Thomas de Maizière (CDU), angeboten hatte, als Eigentümer die Kosten für den Flughafen bis 2012 zu übernehmen, hat Wowereit abgelehnt. Offizielles Argument: Er wolle den Bau des Großflughafens in Schönefeld (Berlin-Brandenburg International, kurz BBI) nicht gefährden. Obgleich diese Argumentation durch diverse Rechtsgutachten längst widerlegt worden ist (Tempelhof würde demnach den ohnedies erst 2011 fertigwerdenden BBI sogar ergänzen, keinesfalls gefährden), hält es Wowereit weiterhin mit seinem Mantra, das nicht einmal mehr als „Halbwahrheit“ gelten kann. Um so fassungsloser sind viele Berliner. Sie wissen: Nur ein erfolgreiches Volksbegehren kann Wowereit zwingen, womöglich doch noch Vernunft anzunehmen.

Nach den nun getroffenen Vereinbarungen des neuen Hauptstadt-Vertrages muß Berlin das Tempelhofer Flughafengelände vom Bund kaufen und darüber hinaus künftig allein für die Kosten und Verluste des Flughafens aufkommen. Fernab jeder Realität ist angesichts dessen Wowereits Glaube, „nach der Schließung Tempelhofs Ende Oktober 2008“ die Betriebsverluste des gewaltigen Gebäudeensembles „reduzieren oder auf Null führen“ zu können. Experten zufolge wird die Stillegung des Flughafens genau das Gegenteil bewirken.

Dies offenbarte sich auch kürzlich während einer Podiumsdiskussion über die „Nachnutzung“ Tempelhofs. Unter dem zynischen Motto „Tempelhofer Freiheit“ sollten Experten „die Chancen und Möglichkeiten der zukünftigen Nutzung des Flughafens Tempelhof“ erörtern, wenn dort kein Flieger mehr abhebt. In den Augen der Gegner der Flughafenschließung war es eine „reine Propagandadarstellung“.

RBB-Moderator Friedrich Moll bejubelte die beabsichtigte Schließung von THF als eine „Öffnung“ des riesigen Terrains für die Zivilgesellschaft, und fügte an: „Die Berliner haben mit zu entscheiden.“ Es sollte also ein demokratischer Prozeß sein. Daß jedoch – laut einer repräsentativen Umfrage – 74 Prozent aller Berliner für den Erhalt des Flughafens sind, schien ihn ebensowenig von Bedeutung wie das aktuell laufende Volksbegehren.

Statt dessen phantasierten die meisten Experten über alternative Nutzungskonzepte. Zu den absonderlichen Visionen gehörten der Anbau von „Permakulturen“ (auf deutsch: Landwirtschaft) ebenso wie die Idee von einer „Kultursavanne“, zu welcher der Referent selbstkritisch anmerkte: „Wir haben aber keine Zebras und Raubtiere.“ Der Kommentar des Publikums ließ nicht lange auf sich warten: „Berlin als Kuhdorf!“

Auch eine Trabrennbahn, eine Autorennstrecke oder die Forderung, das Areal als Naturschutzgebiet für eine dort erhalten gebliebene seltene Lerchenpopulation zu sichern, wurde ernsthaft diskutiert. Ohne Flugbetrieb, so das Argument, wäre endlich der Vogelgesang zu genießen, was einen Besucher zu einem Zwischenruf veranlaßte: „Eher kreist der Pleitegeier über der Stadt!“

Lufthansa schizophren

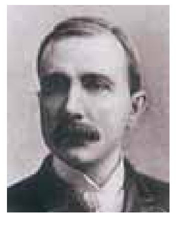
Unverständlich wirkt auf viele Berliner die Haltung der Lufthansa in der Tempelhof-Debatte. Sie ist seitens der Privatwirtschaft die treibende Kraft bei dem drohenden Ende der Traditionsflughafens. Die Gesellschaft wurde am 6. Januar 1926 eben hier in Tempelhof gegründet und ließ anläßlich ihrer Rückkehr zum Winterflugplan 1990 noch feierlich eine Bronze-Plakette an der Außenfassade des Gebäudes anbringen, auf der sie sich zu ihrer historischen Bindung bekennt. Geschichtsvergessen ihre heutige Haltung, wenn nicht gar schizophren: Ausgerechnet dieser Tage wirbt die Lufthansa für ihre neue Strecke zum City Airport London, der, weil im Herzen der Stadt, „keine langen Wege mehr“ erfordere – genau wie Tempelhof. *P.W.*

Zeitzeugen



Peter Meyer – Ist seit 2001 Präsident des ADAC. Er versteht sich als Lobbyist frei fahrender Bürger. Er ist Betriebswirt und Mitglied der Bundesfachkommission Verkehrspolitik des Wirtschaftsrates der CDU. Der Inhaber einer Spedition trat bereits mit 21 Jahren dem ADAC bei.

Renate Künast – Die ehemalige grüne Landwirtschaftsministerin war bei der Biospriteinführung ganz vorn dabei. Trotz einer durch das Bundesumweltamt erstellten niederschmetternden Studie über die Spritproduktion aus Raps hält Künast noch heute an der Idee fest. Nachgewiesen ist, daß der CO_2-Ausstoß bei der Rapsölverbrennung unwesentlich geringer ist als bei herkömmlichen Kraftstoffen, die Produktionskosten sind enorm hoch, für Künast und die Grünen kein Problem. Hauptsache Bio.



John D. Rockefeller – Der 1839 geborene Unternehmer wurde mit der Standard Oil Company zum mehrfachen Millionär und galt mit einem Vermögen von 900 Millionen US-Dollar als der reichste Mann seiner Zeit. Nach der Zerschlagung seines Unternehmens in 34 Einzelfirmen fielen die Aktien ins Bodenlose. Er kaufte jedoch die Aktien seines Unternehmens auf und verdiente am Anstieg der Papiere rund 200 Millionen Dollar. Mit der Verbreitung des Automobils und dem durch Ausbruch des Ersten Weltkrieges steigenden Bedarf an Öl begründete Rockefeller den Reichtum des Familienclans.

Friedrich Bergius – Der 1884 geborene Chemiker reichte 1913 ein Patent über ein Verfahren zur Verflüssigung von Braunkohle ein. Gemeinsam mit dem Chemiker Matthias Pier gelang es ihm, Kohle unter Beimengung von Schweröl unter hohem Druck zur Reaktion zu bringen. Als Reaktionsprodukt entstand unter anderem Benzin.



Rudolph Diesel – Der 1858 in Paris geborene deutsche Ingenieur schloß 1875 die Ausbildung an der Industrieschule in Augsburg als Bester ab. Am 27. Februar 1892 meldete Diesel beim Kaiserlichen Patentamt zu Berlin ein Patent auf eine „Neue rationelle Wärmekraftmaschine“ an. In weiteren Arbeiten entstand so der erste Dieselmotor. Nachdem unzählige Versuche mit Petroleum als Brennstoff scheiterten, probierte er mit Erfolg verschiedene Pflanzenöle aus.

Biosprit kann Leben kosten

Benzin aus Agrarprodukten treibt Lebensmittelpreise hoch

Von HANS HECKEL

Regenerative Energien“ haben einen ausgezeichneten Ruf, sie gelten als Antwort auf die Verknappung fossiler Brennstoffe wie Öl und Kohle ebenso wie als Alternative zur Kernkraft.

Zu den Quellen regenerativer Energien zählen die nachwachsenden Rohstoffe, Treibstoffe vom Acker also, die aus Feldfrüchten wie Raps, Palmöl oder Mais gewonnen werden. Der „Energiewirt“ als Ergänzung zum herkömmlichen Landwirt sei das Konzept der Zukunft, verkünden die Protagonisten der Bio-Energie-Bewegung.

Welche dramatischen Folgen die Verarbeitung von Feldfrüchten zu Energiequellen für die Menschen haben kann, davon indes bekam Mexiko Anfang 2007 einen Vorgeschmack. Das Land wurde erschüttert von der „Tortilla-Krise“. Tortilla-Krise? Was in den Ohren der Europäer zunächst wie ein Witz klang, hatte für die Ärmsten der 110 Millionen Mexikaner einen bitterernsten Hintergrund.

Die „Tortilla“ ist das typische Fladenbrot, das auf dem Speisezettel der einfachen Mexikaner den gleichen dominierenden Stellenwert hat wie einst die Kartoffel für die Deutschen. Tortillas werden aus Maismehl hergestellt, und Mais war billig – bis vor kurzem.

Um ihre Abhängigkeit von Erdölimporten zu verringern, subventioniert die US-Regierung neuerdings massiv die Produktion von Bio-Ethanol, das zum erheblichen Teil aus Mais gewonnen wird. Jährlich fließen 2,5 Milliarden Dollar an staatlichen Zuschüssen. Tankstellen, die zu 85 Prozent Bio-Ethanol anbieten wollen, werden überdies steuerlich begünstigt.

Washingtons Ziel ist es, daß bis Mitte des kommenden Jahrzehnts 15 Prozent des amerikanischen Benzinbedarfs mit aus nachwachsenden Rohstoffen gewonnenem Treibstoff gedeckt werden. Das hat den Mais-Markt binnen weniger Monate aus den Fugen gehoben. Lag der Abnahmepreis für 20 Kilogramm Mitte 2006 noch bei zwei Dollar, so stieg er bis zum Beginn dieses Jahres auf fast das Doppelte.

Einer der Hauptabnehmer für US-amerikanischen Mais war bislang Mexiko. Zwar sind die Löhne in der Agrarwirtschaft der USA weitaus höher als die in Mexiko, doch hochmechanisierte Anbaumethoden auf gewaltigen Feldern erlauben es den US-Bauern, ihre Ware dennoch deutlich preisgünstiger auf den Markt zu bringen als ihre südlichen Konkurrenten.

1994 schlossen sich die USA, Kanada und Mexiko zur Nordamerikanischen Freihandelszone, kurz Nafta, zusammen. Die mexikanische Führung fürchtete damals, von US-Billigmais überschwemmt zu werden, was den heimischen Bauern den Garaus gemacht hätte. Daher wurden enge Einfuhrquoten für US-Mais mit den neuen Partnern in der Nafta vereinbart.

Entgegen der mexikanischen Hoffnung konnten die Quoten nicht verhindern, daß zahllose kleine mexikanische Maisanbauer angesichts der Billigkonkurrenz aufgeben mußten. Die heimische Produktion ging zurück.

Dies war zunächst nur ein Problem für die betroffenen Bauern, der einfache Mexikaner bekam seine Tortilla sogar etwas günstiger. Das änderte sich nun schlagartig mit dem staatlich geförderten Ethanol-Boom auf dem US-Treibstoffmarkt, der die Preise für den Rohstoff Mais rasant in die Höhe schnellen ließ.

Für ein Kilo Tortillas mußten die Bewohner von Mexiko-Stadt nach wenigen Wochen statt umgerechnet 40 Euro-Cent nun 75 bezahlen – für die Millionen Armen, die ohnehin jeden Peso umdrehen müssen, um durch den Monat zu kommen, kaum zu verkraften.

Hunderttausende von ihnen zogen Ende Januar, Anfang Februar durch die Straßen der Hauptstadt, um ihrer Wut Luft zu machen. Geschäftemacher heizten die Stimmung zusätzlich an, indem sie teilweise umgerechnet bis zu 1,60 Euro für das Kilo Tortilla verlangten. Nach Angaben der Weltbank kann sich trotz der guten wirtschaftlichen Entwicklung der vergangenen Jahre mehr als jeder sechste Mexikaner ohnehin nicht ausreichend ernähren, die tatsächliche Arbeitslosigkeit wird auf 25 Prozent geschätzt.

Bittere Ironie: Gerade die Öko-Bewegung, die sich zum Vorreiter von regenerativen Energiequellen gemacht hat, betont oft und gern die soziale Komponente ihrer Forderungen: Die Verwendung fossiler Brennstoffe treffe besonders die Armen in der Welt, weil die Nachfrage der reichen Länder nach Kohle und Erdöl die Preise treibe, bis sie für die Armen nicht mehr erschwinglich seien.

Im vorliegenden Fall nun lag die Wahrheit genau andersherum: Hätten die reichen US-Amerikaner – statt die Ethanol-Nachfrage hochzufahren – auf konventionelles Erdöl gesetzt, wäre den armen Mexikanern nicht bloß der Tortilla-Schock erspart geblieben, Mexiko insgesamt hätte sogar seinen Nutzen daraus gezogen: Als erdölexportierendes Land profitiert der größte Staat Mittelamerikas an vorderster Stelle vom Petroleumdurst der Nordamerikaner – so wie es unter ihrem Bio-Energie-Boom zu leiden hat. Innerhalb der Ökologie-Bewegung hat das mexikanische Beispiel für einige Verwirrung gesorgt. Auch selbstkritische Töne sind zu vernehmen, ob hier nicht Ideologie die Suche nach vernünftigen Lösungen blockiert, den Blick für die sozialen Folgen so mancher Kampagne getrübt habe.

Ähnlich wie für die ökologischen Resultate der expandierenden Palmölproduktion. Gigantische Palmölplantagen verdrängen ausgerechnet den tropischen Regenwald, die Lunge der Welt, das artenreichste Biotop unserer Natur.



Reich an Mais? Bio-Sprit hat schon Unruhen ausgelöst. Foto: pa

Der Griff in die Taschen

Was Deutschlands Autofahrer von hohen Spritpreisen hätte entlasten können, wird nun zur Kostenfalle. Bis 2009 müssen die Mineralölkonzerne mindestens 5,7 Prozent Biokraftstoff auf den Markt bringen – als Zwangsbeimischung oder als reinen Biokraftstoff. Einst steuerbegünstigt gedacht, wird „Bio“ nun zur Einnahmequelle der Regierenden.

In diesem Jahr wurde Biodiesel mit neun Cent pro Liter besteuert, von 2008 bis 2011 sollen jedes Jahr weitere sechs Cent draufgeschlagen werden. Wer 1998 noch an Wahnphantasien der Grünen glaubte, als diese sich für einen Benzinpreis von fünf D-Mark aussprachen, wird nun von der Wirklichkeit eingeholt. Doch es kommt noch schlimmer. Die neuesten Pläne der Bundesregierung sehen auch beim Ottokraftstoff (Benzin) eine Zwangsbeimischung von bis zu zehn Prozent vor.

Hand in Hand: Agrarlobby und Ölkonzerne

Nach Ansicht des ADAC vertragen viele Motoren diesen Kraftstoff nicht. Grundsätzlich befürworte man die Beimischung unter Umweltgesichtspunkten, jedoch dürfe sich dies nicht auf den ohnehin schon hohen Preis auswirken.

Schon jetzt liegen die Preise für Normalbenzin und Biogemisch gleich, mit dem geplanten Wegfall des Normalbenzins müßten Autofahrer auf das teurere Super Plus Benzin umsteigen, andernfalls könnte der Motor Schaden nehmen.

Die Alternative wäre eine Neuanschaffung. ADAC-Präsident Peter Meyer: „Bei diesem Thema haben Politik, Landwirtschaft, Hersteller und Mineralölwirtschaft Hand in Hand gearbeitet und der Autofahrer muß die Zeche bezahlen, das ist unerträglich.“

Der ADAC fordert die Autoindustrie auf, bis Ende 2008 klare Aussagen über die Biospritverträglichkeit zu machen. Doch bis dahin stehen sicherlich neue, teurere Modelle bereit. So kann die Mineralölindustrie ihr Benzin verkaufen, die Regierung verdient an Bio- und herkömmlichem Kraftstoff, und die grüne Agrarlobby verdient an Sprit statt an Getreide für Nahrungszwecke.

Der Griff in die Taschen funktioniert so perfekt wie ein gut geschmierter Motor. *M. A.*

Kartoffelsprit und Erdnußöl

Deutschland war Vorreiter in Sachen Biosprit

Von MARIANO ALBRECHT

Wer glaubt, die Erfindung nichtmineralischer Kraftstoffe wie Biodiesel sei eine neuzeitliche Idee von Grünen und Rohölreserven-Endzeitpropheten, der irrt. Der erste Biokraftstoff wurde lange vor dem ersten Verbrennungsmotor von den Wissenschaftlern E. Duffy und J. Patrick im Jahr 1853 entwickelt. Die beiden experimentierten mit der Umesterung von Pflanzenöl, dabei entstand ein brennbares aber nicht so schnell entflammbares Gemisch wie Spiritus. Zur technischen Anwendung gelangte das Produkt erst, nachdem Rudolph Diesel 1893 den nach ihm benannten Motor baute. Doch bis es zum Einsatz des von Duffy und Patrick erfundenen Gemisches kam, vergingen nochmals Jahre.

Als Diesel zur Weltausstellung 1900 in Paris seinen Motor vorstellte, staunten die Besucher, denn das Maschinchen verbreitete einen süßlich nussigen Duft in den Ausstellungsräumen – Diesel trieb seinen Motor mit Erdnußöl an. Erst als sich die chemischen Verfahren der Umesterung von pflanzlichen Ölen durchsetzten, gelangte der Biodiesel, der damals korrekterweise Fettsäuremetylester (FAME) hieß – das Modewort „Bio“ gelangte erst später in den Sprachgebrauch – zum Einsatz.

Auch Nikolaus August Otto verwendete im Jahr 1860 für seinen Verbrennungsmotor einen Bio-Treibstoff – Kartoffelsprit (Ethanol). Dieser gelangte sogar im Ersten Weltkrieg in Flugzeugmotoren zum Einsatz.

In den USA setzte auch der Autobauer Henry Ford auf den „nachwachsenden“ Rohstoff Ethanol. Der zwischen 1908 und 1927 gebaute Ford T fuhr ebenfalls mit Ethanol. Fords Vision war es, der Landwirtschaft neue Impulse zu geben und einen ständig verfügbaren Rohstoff zum Einsatz zu bringen. Doch die Idee Fords war zum Scheitern verurteilt.

Durch den Einfluß der Standard Oil Company von John D. Rockefeller erlangte das Benzin aufgrund hoher Verfügbarkeit und niedriger Preise zunehmend an Bedeutung in Amerika und allen von Standard Oil beeinflußten Ländern. Der Motor des Ford wurde auf Benzin umgestellt. Die Macht von Standard Oil und der Rockefeller-Dynastie führte zur ersten Monopolgesetzgebung in den USA und zur Zerschlagung des Konzerns unter Präsident Roosevelt im Jahre 1911.

In Deutschland versuchte man in den 20er Jahren, durch den Einsatz von Alkohol die Kosten für den Import von ausländischem Mineralölbenzin zu senken. So gründete die Reichsmonopolverwaltung für Branntwein und der Verwertungsverband deutscher Spiritusfabriken im Jahre 1925 die Reichskraftsprit-gesellschaft (RKS). Mit dem Produkt Monopolin, einer Mischung aus 75 Prozent Normalbenzin und 25 Prozent Agraralkohol, sollte die Landwirtschaft gestärkt und gleichzeitig der Mineralölverbrauch gesenkt werden. 1927 entstand in Berlin das erste Tankstellennetz der RKS. 1935 hatte die Reichskraftsprit-Gesellschaft einen Marktanteil von 4,3 Prozent und betrieb 365 Zapfsäulen in Deutschland.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verloren die alternativen Kraftstoffe durch die günstiger werdenden Preise für Mineralölkraftstoffe an Bedeutung. Der Biodiesel war auch während des Krieges vom Petrodiesel verdrängt worden. Erst in den 80er Jahren gewann die Herstellung wieder an Bedeutung. 1990 ging im österreichischen Aschach die erste industrielle Produktionsanlage in Betrieb.

Inszenierter Linksrutsch

Braucht Deutschland nach der Linken und der SPD noch mehr »sozial Gerechte«

Von Rebecca Bellano

Nun auch die Grünen! Gut, man hätte es ahnen können, doch die Hoffnung stirbt zuletzt. Nach der SPD rücken nun auch die Grünen weiter nach links, und allmählich entsteht der Eindruck, daß Deutschland nur aus Hartz-IV-Empfängern und sozial Schwachen besteht, zumindest wenn man den am lautesten herausgeschrieenen Wahlversprechen der Linken, der SPD und der Grünen lauscht. Allerdings ist dies nicht der Fall, also fragt man sich, warum alle drei Parteien im selben Teich fischen? Warum tummeln sie sich vermehrt links der Mitte, dabei gibt es allen Unkenrufen zum Trotz doch noch eine sehr ausgeprägte Mittelschicht in diesem Land. Warum rücken SPD und Grüne von ihr ab?

Als „sehr produktiv, mit viel Leidenschaft in der Sache“ beschrieb vergangene Woche der grüne Bundesvorsitzende Reinhard Bütikofer die Ergebnisse des Parteitages in Nürnberg. Und neben den typischen Grünen-Themen wie Klimaschutz, höhere Ökosteuern, Gleichstellung und Kinderbetreuung ging es dieses Mal besonders sozial zu. „Grün ist sowohl ökologisch als auch sozial“, hieß es dann auch, und daher beschloß man im Rahmen des 60 Milliarden Euro teuren Partei-Programms, die Hartz-IV-Regelsätze im Falle einer Regierungsverantwortung auf 420 Euro zu erhöhen. Außerdem geisterte noch ein fast vergessener Begriff durch die Hallen: bedingungsloses Grundeinkommen. Dieses wurde zwar abgewiesen, aber immerhin wurde darüber ausgiebig gesprochen, um den Parteilinken zu zeigen, daß die Grünen aufgeschlossen seien. Allerdings soll es eine „grüne Grundsicherung“ geben. Das klingt auch ziemlich sozial und macht die Partei laut Bütikofer „enorm politikfähig“. Übersetzt heißt das, sollten SPD und Linke zusammen mit den Grünen bei den nächsten Bundestagswahlen eine Mehrheit bekommen, könnten sie zusammen koalieren, da die Grünen sich den Linken öffnen.

Da die Partei sich um jeden Preis selbst feiern wollte, konnte auch der Rücktritt des öko-liberalen Finanzexperten Oswald Metzger die Stimmung nicht trüben. Metzger mußte eh weg, da er die angestrebte Linkswendung nicht mitmachen wollte und die angepeilte neue Grünen-Klientel beleidigt hatte. Viele Sozialhilfeempfänger sähen „ihren Lebenssinn darin, Kohlehydrate oder Alkohol in sich hineinzustopfen, vor dem Fernseher zu sitzen und das Gleiche den eigenen Kindern angedeihen zu lassen“. Derartige Äußerungen konterkarieren natürlich die gesamte neue Sozialpolitik der Grünen, Metzgers Nachfolger Eugen Schlachter ist allerdings für die neuen Grünen auch etwas zu realistisch: „Beim Grundeinkommen sind bei mir auch die Sicherungen durchgeknallt. Da wird die Welt neu erfunden“, kritisiert auch er die Diskussionen des Parteitages.

„Die Grünen sind in einer existentiellen Krise. Sie entfernen sich immer weiter von der Realität“, meint Innenminister Wolfgang Schäuble (CDU) trocken, und die „FAZ“ titelte: „Den Grünen ist nicht mehr zu helfen.“ Denn auch wenn in den Beschlüssen verhältnismäßig unspektakuläre Vorhaben angekündigt werden, so ist die Außendarstellung doch eine andere.

„Macht Euch nichts vor. Ihr seid in Wirklichkeit zwei Parteien: eine fundamentalistische Funktionärsbasis, die ihre unerfüllten Revolutions-Phantasien nun mit Sozialstaats-Lyrik verbrämt. Und ein Realo-Flügel, dessen Führungsleute aus lauter Angst vor der entfesselten Basis jeden Unsinn vorauseilend vorkaut“, schreibt die EU-Abgeordnete Silvana Koch-Mehrin (FDP) den Grünen in einem offenen Brief und beweist hier mehr Scharfblick als bei ihrer eigenen Partei.

Doch ist das, was die grünen Funktionäre wollen, auch das, was der typische Grünen-Wähler will? Gut, jenen, die die Natur retten wollen und sich ein gutes Gewissen mit ihrer Wählerstimme erkaufen wollen, ist egal, was die Grünen auf Parteitagen beschließen. Jene Wähler wählen schließlich eine Lebenseinstellung, für die die Partei dauerhaft steht. Jene Wähler jedoch, die seit Jahrzehnten grün wählen und sich vom einstigen 68er Sympathisanten zum im bürgerlichen Umfeld lebenden, politisch interessierten Zeitgenossen gewandelt haben, dürften skeptisch auf die neue Ausrichtung reagieren. Sie arbeiten häufig als Lehrer, Sozialpädagogen, Verwaltungsangestellte oder als Angestellte in kulturellen Berufen, sie wissen, wie die Realität aussieht, kennen vielleicht aus ihrem Beruf so manche der von Oswald Metzger Kritisierten und können ihm nur schwer widersprechen. Diesen Leuten sollen sie nun also eine grüne Grundversorgung finanzieren? Während sie und ihre Familien arbeiten, für Alter und Krisenzeiten vorsorgen, indem sie auf bereits gekannten Komfort verzichten müssen? Vor allem in Hamburg gibt es viele Grünen-Wähler, deren Herz inzwischen eher rechts als links schlägt. Wie reagieren sie bei der Hamburg-Wahl am 24. Februar 2008? Bleiben sie den neuen Grünen verbunden oder machen sie ihr Kreuz dann doch lieber bei CDU-Bürgermeister von Beust?

Der Beschluß um die Weiterentwicklung der „grünen Grundsicherung“ sei „nicht im Sinne von Populismus und nicht im Sinne von Utopismus“ getroffen worden, so Reinhard Bütikofer. Noch eine Versicherung, an die er selber kaum glauben dürfte.



„Sehr produktiv, mit viel Leidenschaft in der Sache“: Reinhard Bütikofer und Claudia Roth sind zufrieden. Foto: ddp

MELDUNGEN

Mangel an Arbeitnehmern

Berlin – Die Unternehmensberatung von McKinsey hat in Deutschlands Zukunft geschaut und prognostiziert, daß der Bundesrepublik Deutschland bei einem Wirtschaftswachstum von drei Prozent 2020 sechs Millionen Arbeitnehmer fehlen. Selbst bei einem realistischeren Wirtschaftswachstum von 1,4 Prozent würden vor allem aufgrund des demographischen Wandels noch 4,5 Millionen Arbeitnehmer fehlen. Arbeitslosigkeit würde also theoretisch kaum noch jemanden betreffen, da selbst durchschnittlich Qualifizierte für die Bereiche Handel, Finanzen und Gesundheit händeringend gesucht würden.

Anwälte wie Sand am Meer

Köln – Während es in Deutschland momentan an Ingenieuren und Technikern mangelt, gibt es Juristen wie Paragraphen im Bürgerlichen Gesetzbuch. Seit Jahren verlassen immer mehr Gesetzeskenner die Unis, stoßen aber dann auf verschlossene Türen im öffentlichen Dienst, weil dort in weiten Teilen ein Einstellungsstopp gilt. So sehen sich die frischgebackenen Juristen einer riesigen Konkurrenz mit ihresgleichen ausgesetzt – im August 2007 kamen mehr als 13 arbeitslose Juristen auf eine offene Stelle. Wer kein „Vollbefriedigend“ als Examensnote vorweisen kann, hat es oft schwer, eine Anstellung zu finden. Immer mehr Absolventen lassen sich deswegen als freiberufliche Anwälte nieder. Kümmerten sich im Jahr 1995 erst 74300 zugelassene Advokaten um die rechtlichen Belange ihrer Mandanten, so sind es mittlerweile beinahe doppelt so viele. Diese immense Konkurrenz unter den Augen Justitias hat dazu geführt, daß viele kleine Kanzleien inzwischen Probleme haben, profitabel zu operieren. *IW*

Ost-Deutsch (44):

Spiel

Von Wolf Oschlies

Im Althochdeutschen waren „spil“ und „tanz“ noch dasselbe, im Mittelhochdeutschen nicht mehr. Darum läßt Walther von der Vogelweide um 1190 die Frauen neue Spielregeln aufstellen: Wer uns küssen will, „der werbe mit fuoge und anderem spil“, also mit Anstand und weiteren Qualitäten. Im Neuhochdeutschen wurde die Bedeutungsvielfalt von „Spiel“ unermeßlich: Freizeitbeschäftigung, Spiel auf Musikinstrumenten oder mit Karten, riskantes Wagnis, sportlicher Wettkampf und vieles mehr, ablesbar im Wortfeld von Karten-, Würfel-, Klavier-, Auswärts-, Brett- und anderen Spielen bis zum „königlichen Spiel“ (Schach) oder „Olympischen Spielen“.

Natürlich hat jede osteuropäische Sprache ihre Entsprechung von „Spiel“, wie aber auch viele aufs deutsche „Spiel“ zurückgreifen. Die Russen, die spätestens seit Dostojewskis „Spieler“ wissen, was ein Casino ist, nennen es „spilka“. Daneben kennen sie noch das „spil ryb“ (Spiel der Fische), im Schach das „mitelspil“ und „endspil“ und andere Spielereien mehr. Im Tschechischen wird konzentriertes Spielen mit „hodit spil“ umschrieben: sich aufs Spiel werfen. Bei Serben hat unsereiner fast ein sprachliches Heimspiel: „Politicka scena, mesanje spila“ heißt es da: In der politischen Szene wird das Spiel gemischt, oder „dzoker u spilu“ – Joker im (politischen) Spiel.

Neueren Datums ist im Osten der „spilmach(e)r“, den wohl die Tschechen als erste übernahmen, als sie ihren Tomas Rosicky als solchen nach Dortmund verkauften. Genau so tönten die Slowaken: „Ty spilmacher, kedy bude stranka hotovo?“ – Spielmacher, wann ist die Partie zu Ende? Die Russen zogen nach, streng am deutschen Beispiel: „V Bundeslige novaja zvezda: spilmacher Bremena“ (neuer Star in der Bundesliga, der Bremer Spielmacher), Debatten, ob „Effenberg gorazdo silny spilmacher byl“ sei, ein zu starker Spielmacher etc.

Ein älteres Beispiel spielt uns Mazedonien zu. Dort bekamen werdende Mütter im neunten Schwangerschaftsmonat ein „Babypaket“ für Neugeborene – Windeln, Cremes, „spilhozni“ (Spielhosen) etc. In letzter Zeit sind die Pakete gestrichen, was Ärger auslöste. Diese Erstausstattung, von Bettchen bis „spilhozni“, kostet 500 Euro, zwei mazedonische Monatslöhne.

Wir zahlen drauf

Deutschland hat die höchste Inflation seit 13 Jahren

Von Mariano Albrecht

Als Angela Merkel (CDU) in der diesjährigen Haushaltsdebatte davon sprach, daß im Lande etwas passiere, „etwas, was wir in diesem Land brauchen, etwas, das man nicht in Euro und Cent berechnen kann: Der Aufschwung kommt bei den Menschen an, bei immer mehr Menschen“, da kannte sie den neuesten Verteilungsbericht des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts (WSI) noch nicht.

Darin warnt Studienleiter Dr. Claus Schäfer vor einer Verteilungs-Schieflage in Sachen Aufschwung und wachsender Einkommensarmut. Während die Wirtschaft dank der Senkung von Lohnnebenkosten und der Lohnzurückhaltung der Arbeitnehmer kräftig zulegte, ging das Kaufkraftpotential stetig zurück. Zudem liegt die Inflation mit drei Prozent so hoch wie seit 13 Jahren nicht mehr. Und die Löhne?

Zu geringe Lohnerhöhungen

Nach Angaben der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung sind die Löhne im Jahr 2007 um durchschnittlich 1,9 Prozent gestiegen, im Gegenzug explodierten jedoch die Preise für den täglichen Lebensunterhalt. Besonders hart sind die rund 20 Millionen Rentner betroffen, mit der letzten Rentenerhöhung um 0,54 Prozent hatten einige gerade mal fünf Euro mehr in der Tasche, im kommenden Jahr rechnen Experten mit einer Erhöhung von „etwas über einem Prozent“. Die „Bürgerbewegung zum Schutz der Rentner“ kommt in einer Umfrage zu dem Ergebnis, daß viele Senioren durch die höhere Mehrwertsteuer, Preissteigerungen sowie höhere Krankenkassen- und Pflegeversicherungsbeiträge monatlich 83 Euro weniger in der Tasche haben.

Der sogenannte Warenkorb, den die Statistiker ihren Erhebungen zu Grunde legen, ist im täglichen Leben kaum anzuwenden, er setzt sich aus Waren des täglichen Bedarfs aber auch aus Möbeln, Bekleidung, Elektrogeräten, Kraftfahrzeugen einschließlich ihrem Unterhalt, Reisen sowie Kino und Theaterbesuchen zusammen.

Eine Statistik, die weit von der Realität entfernt ist. Und die sieht so aus: Milch-, Butter- und Getreidepreise schnellten um durchschnittlich 20 bis 27 Prozent in die Höhe. An der Supermarktkasse wird der Unterschied zum Durchschnittswert deutlich, kostete eine 300-Gramm-Packung Schnittkäse am Jahresanfang noch 1,59 Euro, so liegt der Preis heute bei 2,19 Euro, das sind satte 37,5 Prozent. Auch die Energieversorger haben über das Jahr mit Preiserhöhungen zugelangt. Anfang 2008 sind bei vielen nochmalige Erhöhungen geplant. Das kann für einen Drei-Personen-Haushalt gut und gern 20 bis 30 Euro mehr pro Monat ausmachen.

Güter des Alltags werden immer teurer

Auch die Wohnungsmieten steigen im kommenden Jahr um zirka fünf Prozent, durch hohe Heizölpreise schlägt eine warme Wohnung mit einer zu erwartenden Mehrbelastung von monatlich ebenfalls fünf bis zehn Prozent zu Buche, das kann für eine Zwei- bis Drei-Zimmer-Wohnung je nach Region zwischen 20 und 30 Euro monatlich ausmachen.

All diese Posten verschwinden in der Statistik des Bundesamtes, werden durch angenommene Durchschnittswerte von selten konsumierten Gütern kleingerechnet. Statistiker haben für diesen Effekt den Begriff „gefühlte Inflation“ geprägt. Nach Berechnungen des Statistikers Hans Wolfgang Brachinger lag der Wert im November bei 7,5 Prozent.

Der Aufschwung kommt bei den meisten nicht an. Facharbeiter und Angestellte zahlen drauf. Am schlimmsten trifft es Niedriglöhner und Empfänger von Arbeitslosengeld II (Hartz IV).

Brachinger hat im Auftrag der ZDF-Sendung „Frontal 21“ ausgerechnet, daß einem Hartz-IV-Empfänger von 347 Euro im Monat rund 26 Euro weniger zur Verfügung stehen, unter Umständen entspricht das einem Wocheneinkauf. Daß der Aufschwung nicht bei allen Menschen ankommt, dafür spricht auch die Zahl der sogenannten Lohnaufstocker, das sind die Arbeitnehmer, die trotz Arbeit zusätzlich zu ihrem Arbeitslohn Sozialhilfe beziehen müssen, um den Lebensunterhalt zu sichern. Zwischen 2005 und 2007 stieg die Zahl von 880 000 auf 1,3 Millionen. Eine echte Konjunktur im Lande kann dauerhaft nur über ein Ankurbeln des Konsums erfolgen. Das Hans-Böckler-Institut hat allerdings für 2007 ein Absinken der Reallöhne um 0,3 Prozent ausgerechnet – statistisch.

MELDUNGEN

Notlösung für Belgien

Brüssel – Der vor einem halben Jahr als Sieger aus den belgischen Parlamentswahlen hervorgegangene Christdemokrat Yves Leterme hat nach erneutem Scheitern der Koalitionsgespräche den Auftrag zur Regierungsbildung abermals abgegeben. Der belgische König Albert hat nun den seit 1999 amtierenden Ministerpräsidenten Guy Verhofstadt, der bei der Wahl Leterme unterlag, um Hilfe gebeten. Da eine Teilung des 177 Jahre alten Königsreiches ernsthaft befürchtet wird, soll nun der Wahlverlierer zumindest einen Haushaltsplan für 2008 vorlegen.

Österreicher in den Tschad

Wien – Seit Monaten teilen sich der Verteidigungsminister Norbert Darabos (SPÖ) und die zweimal geschiedene, kinderlose, stark übergewichtige und rauchende Familien- und Gesundheitsministerin Andrea Kdolsky (ÖVP) den Platz des unbeliebtesten Ministers in Österreich. Im Augenblick hält Darabos allerdings allein den Negativ-Rekord. Seine Entscheidung, eine Reihe von Spitzenpositionen im Bundesheer neu zu besetzen, stößt auf Kritik. ÖVP und FPÖ kritisieren seinen Plan wohl nicht zu Unrecht als geplante parteipolitische Umfärbung – tatsächlich ist ja das Verteidigungsressort erstmals seit der Ära Kreisky wieder in Händen der SPÖ. Darabos dementiert solche Absichten und verweist darauf, daß er mit der Sache zivile Personalberater beauftragt hat. Noch schlimmer, sagt man in der Truppe. Vor allem aber erhitzen sich derzeit die Gemüter über den beschlossenen Bundesheer-Einsatz im Tschad. „Es gibt bei jedem Auslandseinsatz ein Risiko. Wenn wir nur dort hingehen würden, wo ein Risiko zu 100 Prozent ausgeschlossen ist, dann bräuchten wir nirgends hinzugehen.“ In der Sache ist dies zwar richtig, klingt aus dem Mund eines Politikers aber bedenklich. *RGK*

Putin im Siegesrausch

Die Russen bestätigen bei Parlamentswahlen offiziell den Machtanspruch der Partei des Präsidenten

Von Wolf Oschlies

Schiroka strana moja rodnaja“, singen Russen seit Stalins Zeiten: „Weit ist mein Heimatland.“ Die geographische Bestätigung der Weite brachte am vergangenen Sonntag die Wahl der 450 Abgeordneten zur „Duma“, der ersten Kammer des russischen Parlaments, wozu rund 109 Millionen Wahlberechtigte aufgerufen waren – in einem Riesenland, das elf Zeitzonen umfaßt. Zudem leben fast zwei Millionen Russen im Ausland, wo sie wählen wollten, fast überall in Rußland waren die Duma-Wahlen mit Regionalwahlen und Referenden verquickt – viel Auftrieb beim fünften Wahlgang in postsowjetischen Zeiten. Und beim zweiten Wahlgang der Ära Putin, dessen Präsidentschaft am 2. März 2008 endet. Die Russen hätten ihm gern ein drittes Mandat angetragen, was Putin mit Rücksicht auf die Verfassung ablehnte. Allerdings will er die Fäden in der Hand behalten, neue Parteien- und Wahlgesetze sichern, so daß seine „gelenkte Demokratie“ direkter greift.

Nur elf Parteien waren am 2. Dezember 2007 zur Wahl zugelassen, halb so viele wie 2003. Um 21 Uhr Moskauer Zeit (19 Uhr MEZ) gab Wladimir Tschurow, Chef der Zentralen Wahlkommission, bekannt, daß die Wahlbeteiligung 63 Prozent betragen habe, rund vier Prozent über dem Niveau von 2003, und im (wiederaufgebauten) Tschetschenien knapp unter 100 Prozent lag. Laut vorläufigem Endergebnis kamen nur vier Parteien in die Duma, allen voran „Einiges Rußland“ (ER) mit 64,2 Prozent, wozu ihr Spitzenkandidat Wladimir Putin den Löwenanteil beitrug. 1999 entstand die Partei als Zusammenschluß von drei „Machtparteien“ zur Unterstützung des Kreml. Laut eigenen Angaben zählt sie gegenwärtig rund 1,3 Millionen Mitglieder und verfügt über enorme Geldmittel. Mit 11,6 Prozent folgte die „Kommunistische Partei der Russischen Föderation“ (KPRF), 1992 aus der alten KPdSU hervorgegangen, eine 190 000 Mitglieder zählende diffuse Bewegung von häufig altstalinistischer Orientierung. Auf Platz drei landete mit 8,1 Prozent die „Liberal-demokratische Partei Rußlands“ (LDPR), die von dem Politclown Wladimir Shirinowski geführte „älteste postsowjetische Partei“ (gegründet 1989), die heute 146 000 Mitglieder hat und einem extremen russischen Nationalismus huldigt. Auf Platz vier kam schließlich mit 7,8 Prozent „Gerechtes Rußland“ (SR), eine 2006 von der ER gegründete Organisation, die ihr rechtes Image „links“ eintönen und landesweit Rentner erfassen soll. Der Politologe Aleksej Puschkow erläuterte, was die vier Parteien darstellen: ER steht für rücksichtslose Karrieristen, KPRF für ewiggestrige Fossile, LDPR für Show-liebende Protestwähler, SR für eine kleine sozialdemokratische „Nische“. Alle anderen Parteien scheiterten an der von Putin auf sieben Prozent erhöhten Hürde, darunter „Jabloko“ mit 1,25 Prozent, die einzige westlich-demokratische Bewegung Rußlands.



Junge Anhänger Putins. Sie feiern seinen Sieg wie den ihres Lieblingsfußballvereins. Foto: AP

„Putins Sieg – Rußlands Sieg“ lautete der Wahlslogan der ER, deren Chef, Duma-Präsident Boris Gryslow, noch am Wahlabend kühl kommentierte, die Wahl sei „ein Referendum für Präsident Putin“ gewesen. Das traf zu, aber es verblüffte zu sehen, wie oft sich Putin als schärfster Kritiker der ER gerierte. Am 13. November bat er Wähler im südostsibirischen Krasnojarsk, die ER zu wählen, obwohl sie eine Partei undemokratischer Funktionäre und verlogener Demagogen sei, dabei aber doch besser als alle anderen, zumal sie den besten Mann überhaupt aufstellte: Putin! In seiner Wahlrede wurde er am 29. November noch deutlicher: Die jetzige Wahl ist nur ein Vorspiel, und „wer im Dezember siegt, der wird auch bei den Präsidentschaftswahlen im März nächsten Jahres siegen“. Er und die ER wollten die Wahl abwarten, und nachdem diese ihnen eine Zweidrittelmehrheit in der Duma beschert hat, könnte die ER Putin zu jedem Posten verhelfen, ihn sogar zum Zaren Rußlands krönen.

Auf etwas dieser Art wartet das stets staatsgläubige Rußland, das momentan vor Zukunftsangst zittert. Der Präsident übertönt sie mit Weltgeltungsgeklirr und Stornierung alter Verträge – die Bürger fragen auf Wahlkundgebungen, warum auf den Stimmzetteln die Wahlalternative „Gegen alle“ fehlt, mit der man früher Abneigung gegen die Parteien demonstrieren konnte. Dafür gäbe es gerade in diesem „golodnaja osenj“ (Hunger-Herbst) 2007 Grund genug, als Rußland nach Mißernte und Inflationsschub von elf und mehr Prozent in die Krise geriet, aus der es nächstes Jahr nicht herauskommen kann. Hinzu kamen spektakuläre Verhaftungen korrupter Staatsfunktionäre, Entlassungen höchster Militärs, hektische Revirements in der Regierung, Ankündigungen „umfassender Säuberungen“ in der Regierungspartei, was die „kasta silovikov“ (Machthaber-Kaste) kaum tangiert. Die überlegt doch nur, höhnte die ehrenwerte „Nesavisimaja gaseta“ (Unabhängige Zeitung), ob sie den Tag nach der Wahl zum Staatsfeiertag erklärt, um den dann verkaterten Russen leichter böse Nachrichten und harsche Gesetze unterzujubeln.

Oder kommt es ganz anders? Der geistvolle Publizist Boris Kajmakow prophezeite kurz vor der Wahl: „Es naht der Moment der Wahrheit. Ein Höchster (glavnyj) gehört auf die Bühne, der nach Gesetz und Gewissen urteilt. Der ist nicht schwer zu finden, wir kennen ihn längst. Es ist unser nationaler Führer Wladimir Putin.“ So wünschen es viele Russen, von denen Putin das „moralische Recht“ erwartet, in einer Führungsrolle an ihre Spitze zu treten. Genau das fürchtet die internationale Gemeinschaft. Bereits Anfang November erklärte US-Außenministerin Rice, daß man mit den Russen in Globalfragen gut kooperiere, über deren Agieren im „postsowjetischen Raum“ aber besorgt sei. Das heutige Rußland, so Rice, erinnere sie an die Sowjetunion der späten 70er Jahre. Noch schlimmere Assoziationen hatte die Russische Akademie der Wissenschaften, als sie auf einen gewissen „Mechanismus“ in der russischen Geschichte aufmerksam machte: Im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts gab es die mörderischen „Wirren“ um die Thronfolge, Anfang des 18. Jahrhunderts folgte der blutige Krieg gegen Schweden, im frühen 19. Jahrhundert der Krieg gegen Napoleon, 1917 Lenins schreckliche Revolution. In den nächsten Jahren drohen Rußland Chaos und eine große Katastrophe.

Nur ein weiteres Kapitel im Fortsetzungsroman

Die Nahost-Konferenz in Annapolis hat nichts bewegt

Von R. G. Kerschhofer

Es fällt schwer, nach dem Treffen in Annapolis das Wort „erwartungsgemäß“ zu vermeiden. Denn erwartungsgemäß sehen sich alle in ihren positiven oder negativen Erwartungen bestätigt. Was aber konnte man von „der großen Nahost-Konferenz“ wirklich erwarten?

Schon die Teilnehmerliste gibt zu denken: Geladen waren 52 Organisationen und Staaten, manche in Doppelfunktion: die Uno, die fünf Veto-Mächte im UN-Sicherheitsrat, die EU, die Mitglieder der G8 (darunter Deutschland), die Arabische Liga sowie 16 ihrer 22 Mitglieder, aus Europa Griechenland, die Niederlande, Norwegen, Polen, Schweden, Slowenien, Spanien und „auf persönliche Einladung von Condoleezza Rice“ Österreichs Außenministerin Plassnik, ferner Brasilien, Indien, Indonesien, Malaysia, Pakistan, Senegal, Südafrika, die Türkei – sowie natürlich Israel und die Palästinenser-Behörde.

Der Irak hatte abgesagt. Der Iran war nicht geladen und hat das Treffen scharf verurteilt – was nicht ausschließt, daß man einer ernstgemeinten Einladung Folge geleistet hätte. Nicht geladen war auch die Schweiz – vielleicht als Strafe dafür, daß die „Genfer Initiative“, der bisher einzige realistische und halbwegs gerechte Ansatz einer Palästina-Lösung, den USA und Israel nicht ins Konzept paßt.

Spannend blieb bis zuletzt, ob Syrien und Saudi-Arabien teilnehmen würden. Die USA hatten Syrien nicht einladen wollen, dies dann aber doch getan – in der Hoffnung, einen Keil zwischen Teheran und Damaskus zu treiben. Syrien zierte sich, entsandte schließlich nur den Vize-Außenminister, und auch das erst nach der Zusicherung, daß die von Israel annektierten syrischen Golan-Höhen „zur Sprache kommen“ würden. Hinter dieser formalen Bedingung steckt allerdings, daß Syrien sich nicht den Schwarzen Peter zuschieben und in der Arabischen Liga weiter isolieren lassen will.

Auch Saudi-Arabien zierte sich – wohl um seine Rolle als größter Almosengeber und wichtigster Gegenspieler des Iran zu unterstreichen. Haben aber – wie das der Westen zu sehen glaubt – wirklich alle Araber Angst vor einem mächtigen, vielleicht eines Tages atomar gerüsteten Iran? Oder fürchten sich nur manche arabischen Herrscher? Mangels ausreichender Daten kann man darüber nur spekulieren.

Per saldo war Annapolis keine Nahost- und nicht einmal eine Palästina-Konferenz: Gastgeber Bush verbrachte drei Stunden im Konferenzsaal. Hinter verschlossenen Türen durfte Syrien die Golan-Höhen „ansprechen“ und Saudi-Arabien die Kernthemen, nämlich die Grenzen von 1967, Jerusalem, die Räumung der völkerrechtswidrigen Siedlungen und das Heimkehrrecht der vertriebenen Palästinenser. „Beschlossen“ wurde aber nur, daß „ernsthafte Verhandlungen“ zwischen Israelis und Palästinensern bis Ende 2008 zu einem „Friedensvertrag“ führen sollen – mit den USA als Schiedsrichter.

US-Präsident Bush mag von einem Auftritt als Onkel geträumt haben, der die kleinen Neffen versöhnt. Dem hatten bei „Camp David II“ mit Bill Clinton, Ehud Barak und Jassir Arafat wenigstens die Größenverhältnisse entsprochen. Doch in Annapolis paßte nicht einmal das, denn Olmert ist größer als Bush. Und als die beiden mit Mahmud Abbas vor die Kamera traten, war zu sehen, wie Bush rechts Olmert an der Hand faßte und links den verlegenen kleinen Palästinenser. Eine doppelt fatale Optik, denn für Orientalen ist die rechte Hand die, mit der man ißt, während die linke ... naja.

Der Vergleich mit „Camp David I“ – damals mit Jimmy Carter, Menachem Begin und Anwar Al-Sadat – fällt noch krasser aus: Denn der Ägypter hatte im Jom-Kippur-Krieg 1973 einen militärischen Achtungserfolg erzielt, der ohne Eingreifen der USA noch viel größer gewesen wäre. Er konnte auf Augenhöhe verhandeln, und das – nur das – führte zum bisher einzigen substantiellen Nahost-Abkommen, dem ägyptisch-israelischen Friedensvertrag. Leider auch zu Sadats Ermordung – so wie 1995 wegen „Oslo II“ auch Jitzhak Rabin ermordet wurde.

Und wer soll diesmal verhandeln – schon ab 12. Dezember? Ein israelischer Premier, gegen den vier Korruptionsverfahren anhängig sind, dessen Koalition bei kleinsten Konzessionen zu zerbrechen droht und der bereits wieder von Zusagen zurückkrebst. Und ein Palästinenser-Präsident, der nicht einmal alle Palästinenser in dem durch jüdische Siedlungen und Straßensperren fragmentierten Westjordanland vertritt – vom Gaza-Streifen und der Diaspora ganz zu schweigen.

Was bisher geschah

– **November 1947:** Uno-Beschluß, das Mandatsgebiet Palästina zwischen damals 900 000 Palästinensern und 600 000 eingewanderten Juden aufzuteilen. Ausgangspunkt aller Nahost-Kriege und Aufstände.
– **November 1977:** Anwar Al-Sadat bekundet Bereitschaft zum Frieden mit Israel. Das führt 1978 zu „Camp David I“, 1979 zum Friedensvertrag und letztlich zum Abzug Israels aus dem Sinai.
– **Oktober 1991:** Internationale Nahost-Konferenz in Madrid unter Teilnahme von Israel, Syrien, Libanon, Jordanien und Palästinenser-Vertretern ohne PLO. Weichenstellung für weitere Verhandlungen.
– **September 1993:** Konferenz in Oslo über palästinensische Teilautonomie im Gaza-Streifen und im Gebiet von Jericho. Beginn des „Oslo Friedensprozesses“.
– **Mai 1994:** Unterzeichnung des „Gaza-Jericho-Abkommens“ („Oslo I“) durch Israel und die PLO.
– **Oktober 1994:** israelisch-jordanischer Friedensvertrag.
– **September 1995:** Unterzeichnung von „Oslo II“ über Westjordanland und Gaza-Streifen.
– **Oktober 1998:** Verhandlungen in Wye (USA) über israelischen Truppenabzug.
– **September 1999:** Unterzeichnung des „Wye-Abkommens“.
– **Juli 2000:** „Camp David II“. Ergebnislose Verhandlungen von Ehud Barak und Jassir Arafat. Auch „Wye“ wird nie umgesetzt, weil nach Scharons Besuch auf dem Tempelberg am
– **28. September 2000** die „Zweite Intifada“ ausbricht.

Randale in Frankreich

Sarkozy will Krawallmacher zur Rechenschaft ziehen

Von Jean-Paul Picaper

Schon wieder standen vor wenigen Tagen die Pariser Vororte in Flammen. Wie im heißen Herbst 2005 ist der Aufruhr vom Tod zweier Jugendlicher aus dem Kreis der Zuwanderer ausgelöst worden. Dieses Mal haben zwei sehr junge Menschen auf einem Minimotorrad einen Wagen der Polizei gerammt, der im Schrittempo in ihrem Bezirk patrouillierte. Diese instabilen Minimotorräder darf man ohne Führerschein benutzen. Dieses war aber nicht für den Straßenverkehr zugelassen. Die Knaben fuhren ohne Helm und ohne Licht.

Die Bilanz dieses Verkehrsdramas: 84 Polizisten wurden verletzt, viele schwer. Ein Großteil von ihnen durch Schußwaffen. Das Phänomen nimmt damit die Form eines Straßenkrieges, einer urbanen Kriegsführung an. Und doch haben die Politiker dazugelernt. Diesmal gaben sie keine Pauschalbeschuldigung von sich, und keiner von ihnen, vor allem nicht der Staatspräsident, behauptete, daß

Polizisten konnten nicht helfen

der Fahrer des Polizeiwagens keinen Fehler gemacht habe, obwohl dies von vornherein klar war. Die Polizei ihrerseits hat nach drei Nächten Randale die Sache schneller als vor zwei Jahren in den Griff bekommen, allerdings waren die Zerstörungen massiv, eine Bibliothek, Schulen, Geschäfte und Unternehmen wurden vernichtet.

Hauptkommissar Illy, der mit Eisenstangen geschlagen wurde und dem Tod nur knapp entkam, erzählte in der Klinik: „Als ich ankam, um ein amtliches Protokoll des bedauerlichen Unfalls zu machen, erschienen gleich zahlreiche junge Männer, die das Leben von zwei Polizisten verlangten, weil man zwei von ihnen getötet hatte."

Die Lage hat sich allmählich beruhigt. Moslemische Trauerrituale haben stattgefunden und der eine der beiden toten Jugendlichen ist in „seiner Heimat", Senegal, der andere in „seiner Heimat", Marokko, bestattet worden. Ein Hohn, wenn man bedenkt, daß sie die Rechte französischer Staatsbürger beanspruchen. Aber wollen sie wirklich Franzosen werden? Ist die Integration gelungen? Kaum ... Der Richter ist jetzt gefragt. Er wird urteilen, bei wem die Schuld lag. Die Exekutive weicht vor der Judikative zurück. Das ist im Prinzip gut so. Vor Ort konnte nichts festgestellt werden. Augenzeugen bestätigten, daß die Polizisten aus dem Auto herauskamen, um den Verletzten zu helfen. Sie konnten es allerdings nicht, weil sie umgehend bedroht wurden. Einer Information zufolge soll sogar der Notarzt bedroht worden sein.

Die Anstifter wissen, daß sie ins Weiche stoßen. Abgesehen von Polizeikordons, die versuchen zu verhindern, daß die Gewalttätigkeiten auf die Stadtzentren übergreifen und Eigentum und Leben in den besseren Bezirken bedrohen, waren in den letzten Jahren zirka 120 Vororte zu rechtsfreien Zonen geworden, wohin sich nicht nur die Polizei, sondern alle Bediensteten und Handwerker nicht trauten, wollten sie am Leben bleiben. Sarkozy war der erste Politiker, der sich vor drei bis vier Jahren als Innenminister auf diesen verminten Boden wagte. Kam es zu Krawallen, wurde auf die schlechten Wohnbedingungen, auf die hohe Jugendarbeitslosigkeit und auf die schwache Integration der Maghrebiner und Schwarzafrikaner in den sogenannten „Banlieues" hingewiesen. Den Randalierern wurde bisher keinerlei Verantwortung abverlangt. Hält man sie für Wilde, Kinder oder geistig Debile, denen immer nur zu „helfen" ist, weil sie wie Kinder oder Verrückte schuldunfähig sind? Ein französischer Kommunalpolitiker verstieg sich zu der These, da die Bahnlinie vom Brandherd zum Flughafen noch nicht fertig sei, hätten die Jugendlichen keine Möglichkeit, eine Arbeitsstelle zu finden. Das als Grund für die versuchte Zerstörung künftiger Arbeitsstellen, die mit den verbrannten Betrieben in Rauch aufgehen, anzuführen, ist bedenklich. Soziologen und Sozialarbeiter sind mit „soziokulturellen Erklärungen" erfinderisch: Die Jugendlichen seien halt „sozial benachteiligt", der Staat tue nichts für die Migrantenkinder, was notorisch falsch ist.

Es ist sehr viel in den letzten Jahren getan worden, insbesondere, was die Renovierung der Altbausubstanz und den Bau von Siedlungen in den betroffenen Bezirken angeht. Es gibt freilich noch diese sogenannten „Hühnerbauten" wie in Sarcelles und andernorts, nicht viel anders als das, was man in Ost-Berlin, in Marzahn findet. Die Bürgermeister waren dort auch zum großen Teil Kommunisten und haben vor 30 bis 40 Jahren Proletensilos „Typ Osteuropa" gefördert.

In seinem Fernsehinterview zwei Tage nach den Krawallen hat Nicolas Sarkozy betont, daß die Ausgaben nunmehr nicht auf die Bausubstanz fokussiert werden, weil da sehr viel geschehen ist. Das Geld wird jetzt „an die Menschen" gehen, und zwar für diejenigen, die dort „heraus und empor wollen". Wahrscheinlich werden die Mädchen aus der moslemischen Bevölkerung als erste zugreifen, denn sie wollen sich von der männlichen Autokratie dort befreien.

Munition und Waffen gesammelt

An die Adresse der Migranten sagte er in diesem Interview: „Man kann nicht vorankommen, wenn manbis mittags im Bett bleibt. Man kann es nicht, wenn man nicht zur Schule geht, wenn man keine Berufsausbildung absolviert, und wenn man den Willen nicht hat zu arbeiten. So ist es in der französischen Gesellschaft." Fadela Amara, die Staatssekretärin für die Städte, wird „in wenigen Tagen für diejenigen, die sich aus der Misere herausziehen wollen – und das ist die große Mehrheit – ein Programm auflegen". Der Staatspräsident hat dann wie keiner vor ihm die Spreu vom Weizen gesondert. Er warnte, daß Frankreich in eine „Voyoucratie", eine Herrschaft junger Strolche, abgleiten könnte. Neulich bemerkte er: „Ich lehne jede Art von Seligsprechung ab, die in jedem Delinquenten gleich ein Opfer der Gesellschaft und jedem Aufruhr gleich ein soziales Problem sieht." Auch betonte er, daß diejenigen, die auf Polizisten geschossen haben, als Kriminelle dem Strafgericht wegen Mordversuch zugeführt werden. Helikopter haben beobachtet, wo Munition, Waffen und Steine gesammelt wurden, und die Beamten sind jetzt schon dabei, in den Gebäuden und Wohnungen nach Waffen zu suchen.

Der Staatspräsident hat den Sozialhypochondern und Gutmenschen die Leviten gelesen: Die Polizisten, die er wegen ihrer Zurückhaltung und ihres Mutes gelobt hat, sind da, um die Ordnung aufrechtzuerhalten und den bedrohten Personen zu helfen, statt Sozialarbeit zu machen, wie die sozialistische Partei es mit den Nachbarschaftspolizisten wollte. „Jahrzehntelang hat man die Augen zugemacht. Man reagiert erst seit wenigen Jahren. Die Republik wird keinen Zentimeter Boden nachgeben. Ich werde nicht hinnehmen, daß man auf dem Territorium der Republik auf Polizisten schießt. Wer das tut, ist ein Mörder und wird als solcher abgeurteilt."



Scharfe Geschütze aufgefahren: Die Polizei konnte sich nur schwer wehren. Foto: AP

Meldungen

»Ziel wurde nicht erreicht«

London – Eigentlich sollten die britischen Soldaten im Irak die notwendige Sicherheit garantieren, die einen politischen Neuanfang und einen wirtschaftlichen Wiederaufbau ermöglicht. „Dieses Ziel wurde nicht erreicht", so das harte Urteil eines aktuellen Berichtes des Verteidigungs-Ausschusses des Unterhauses. Die noch verbliebenen 5000 britischen Soldaten haben die ländlichen Provinzen schon vor Monaten an die irakischen Behörden abgegeben. Im September folgte die Stadt Basra. Die nun am stark befestigten Flughafen der Millionenstadt stationierten Soldaten sollen 2008 zur Hälfte abgezogen werden. „Wenn britische Truppen im Irak noch eine Funktion erfüllen, müssen sie zu mehr in der Lage sein als nur zu ihrem eigenen Schutz", urteilt der aktuelle Bericht und spielt darauf an, daß zwar die Angriffe auf britische Soldaten seit der Verbarrikadierung am Flughafen von 100 pro Woche auf zehn gesunken seien, irakische Zivilisten jedoch vermehrt Übergriffe erleiden, was die britischen Abgeordneten „besorgniserregend" finden. Viele Übergriffe erfolgten sogar durch die irakische Polizei. Jene, die eigentlich die Bürger schützen sollte, sei „mörderisch, korrupt und von Milizen durchsetzt". Hohe Militärs in Großbritannien fordern bereits, sich verstärkt auf den Kampf gegen die Taliban zu konzentrieren, da man im Irak nichts mehr ausrichten könne.

Libanon-Krise entschärft

Beirut – Die Konfliktparteien im Libanon haben sich nun doch auf einen neuen Staatspräsidenten geeinigt, nämlich auf den bisherigen Armeechef Michel Sleimane. Die Staatskrise ist damit zwar abgewendet, das politische Patt aber bleibt. Vor der Wahl von Sleimane durch das Parlament muß allerdings noch die Verfassung geändert werden, die bisher vorsah, daß ein ranghoher Beamter nur Präsident werden kann, wenn er mindestens zwei Jahre davor seine Ämter niedergelegt hat. An der Kompromiß-Lösung maßgeblich beteiligt war der maronitische Kardinal Sfeir. Das Präsidentenamt steht zwar einem Maroniten zu, doch die libanesischen Christen sind teils mit den anti-syrischen Sunniten, teils mit den pro-syrischen Schiiten verbündet. *RGK*

»Moment mal!«



Die Ressource Oma und Opa

Von Klaus Rainer Röhl

In einer heiteren Komödie über die Zustände in England im 18. Jahrhundert mit dem Titel „Pauken und Trompeten“ fällt ein Regiment Soldaten wie ein Heuschreckenschwarm in ein Städtchen ein, um dort Rekruten für den Krieg in Amerika anzuwerben. Die Soldaten leben auf Kosten der Bevölkerung, und bald hat auch jeder ein Mädchen, mit dem er „fraternisiert“. Am Ende des Sommers ist das Regiment auf dem Marktplatz zum Abschied angetreten, und jeder Soldat überreicht auf Befehl des Hauptmanns seinen Mädchen eine – Dattel. „Und diese Dattel, das war alles, was sie sah / Mehr als die Dattel war ja gar nicht für sie da, ach ja“, heißt der Song, mit dem Bertolt Brecht diese Szene abschließt. Brecht hat diese altenglische Komödie geklaut, wie fast alles in seinem Leben. Aber er hat die richtige Lehre herausgearbeitet: Geschenke kosten. „Jeder eine Dattel, und das macht ein ganzes Pfund“, rechnet der Hauptmann aus.

Im Sommer bekam ich ein mit dem Computer geschriebenes Blatt Papier vom Rentenamt. Ein liebloser Wisch, rausgepfeffert aus der Maschine in zwei Sekunden, nicht unterschrieben, gerade hatte man dem Computer noch meine Adresse eingegeben, macht, mit Adressen-Programm, nochmal zwei Sekunden. Der Inhalt, vom obersten Rentenchef erdacht und ausformuliert in sagen wir zehn Minuten: Wir können Ihnen erfreulicherweise mitteilen, daß ihre Rente ab 1. Juli um 0,54 Prozent erhöht ist, also um genau 5,21 Euro angestiegen ist. Gleichzeitig bekam ich einen anderen Computer-Wisch von der AOK: Nach einer erneuten Überprüfung wurden Ihre Beitragssätze für die Pflegeversicherung um 0,82 Euro angehoben. Von der Rentenerhöhung blieben also exakt 4,39 Euro übrig. Alle Zahlen aus diesem Jahr und von diesem Autor. Direkt aus dem Leben gegriffen.

Mehr Geld für die Rentner war einfach nicht da. Jeder eine Dattel, macht ein ganzes Pfund. 1,2 Milliarden kostet die Rentenerhöhung von Juli 2007. Sollen wir das nachrechnen, das Gegenteil nachweisen? 2,55 Prozent beträgt jetzt schon der Anstieg der Lebenshaltungskosten. Das bedeutet eine Preissteigerung von über zwei Prozent für die Alten, die 50 Jahre lang oder länger die Bundesrepublik aufgebaut haben. Rentner und ihre Frauen sind überwiegend die Ärmsten der Armen (Durchschnitt: 950 Euro Rente). Neue, happige Preiserhöhungen für Strom, Gas und Heizöl stehen bevor. Von Benzin oder Fahrpreisen ganz zu schweigen.

Aber die Kanzlerin sagte in der Bundestagsdebatte vom 22. November: „Der Aufschwung kommt bei den Menschen an. Bei immer mehr Menschen.“ Gehören die sechs Millionen Rentner nicht zu den „immer mehr Menschen“?

Mußte erst ausgerechnet Gregor Gysi von der „Linken“ im Bundestag aussprechen, daß es lächerlich ist von der Kanzlerin, vom einem Aufschwung zu sprechen, der viele erfaßt hat? Mußten wir uns das von diesem einstigen Parteigänger Honeckers sagen lassen? Spricht denn sonst niemand von den Rentnern außer den Nachfolgern der SED und der rechten Parteien? Wo bleiben die Grünen, wenn schon nicht die FDP? Wo bleibt die CSU, die zuverlässige Verbündete der kleinen Leute und heimliche Opposition gegen die Einheitsfront der Großen Koalition? Und, unabhängig von den Reden und Ankündigungen, die noch kommen werden vor und nach Weihnachten, wo bleibt das Geld? Geld ist nicht Liebe, aber es zeugt von Zuwendung. Und an dieser Zuwendung fehlt es.



Zeit und Erinnerungen verschenken: Großmutter backt mit Enkelin Plätzchen. Foto: argus

Wahltag ist Zahltag, aber bis kurz vor diesem Zahltag gibt es für Rentner eben kein Geld. Ebensowenig wie es ein, hundertmal versprochenes, Signal an die Vertriebenen geben wird, das „Zentrum gegen Vertreibungen“. Vielleicht – unmittelbar vor der nächsten wichtigen Landtagswahl in Hessen. Wenn wir Glück haben und nicht die Polen in letzter Minute noch einmal die Stirn runzeln und Geld für eine Gedenkstätte in Krakau verlangen oder in den Sümpfen von Wolhynien, woraus Stalin sie 1939 vertrieben hat, nach Ostpreußen. Und das Geld dafür. Geschenkt, wird die Bundesregierung sagen. Geschenke kosten.

Wir aber, Rentner und Vertriebene, wollen auch Weihnachten gar keine Geschenke. Sondern nur die Einhaltung von öffentlich gegebenen Versprechen. Auch eine spürbare Rentenerhöhung ist ja kein Geschenk. Sondern die Einhaltung einer Zusage, die beim Abschluß der Rentenversicherung gegeben wurde. Für die Rentner ist kein Geld da, heißt es. Selbst die 1,2 Milliarden waren eigentlich noch zu viel, heißt es. Der wahre Grund ist: Die Rentner haben keine Lobby im Bundestag. Man erwartet von ihnen, daß sie keine Extremisten von links und rechts wählen. Man erwartet von ihnen, daß sie jedenfalls nicht ewig leben und solange ruhig und besonnen bleiben wie seit über 50 Jahren.

Was machen sie in der Zwischenzeit? Sie kommen mit dem Geld aus. Wie immer. Sie legen sogar noch was auf die hohe Kante. Rätselhaft. Sie fahren, notfalls mit dem Fahrrad, zu Aldi, zu Lidl oder / und Plus, wo es auch die besten Pfefferkuchen und billigsten Nüsse gibt, und genießen ihren Ruf, immer noch Geld zu haben. Opa hat immer Geld. Oder Oma. Selbst im Pflegeheim. Die kann man immer anhauen, wenn man sich was Besonderes zu Weihnachten wünscht. Geh doch mal zu Opa. Wenn du unbedingt den iPod haben willst, die Playstation mit dem Harry Potter-Spiel zum Selbstzaubern, den Motorroller ohne Führerschein, die Skireise nach Zakopane und den billigen Winterflug in die Anden.

Halt, leeve Landslüd. Nicht immer so spendabel, und nicht wahllos Schrott kaufen, der im nächsten Jahr schon auf dem Sperrmüll liegt. Aus Angst, die Gunst der Kleinen zu verlieren. Wir werden nicht wegen unserer Geschenke geliebt. Nicht gedankenlos Geld ausgeben in diesem Jahr: Prüfen Sie, ob die kleinen Racker und ihre Eltern Opa und Oma auch sonst so regelmäßig besuchen kommen oder nur auffällig oft vor Weihnachten. Liebe kann man nicht für Laptops erkaufen, Anwesenheit und Zuwendung nicht für Geld. Wir haben mehr als Geld, wir sind sogar reich. Reich an Erinnerungen und an Erfahrungen, gesammelt in einem ganzen Leben sowie sechs Kriegs- und Nachkriegsjahren, die doppelt zählen, nicht nur im Schlimmen. Wie wäre es, wenn wir den Enkeln statt Playstations und iPods auch mal immaterielle Werte schenken, Märchen vorlesen, selber schreiben, ein Tonband besprechen, statt eins zu kaufen, erzählen, statt von der bunten und verwirrenden, chaotischen Welt des Harry Potter von der aufregenden Welt in Ostpreußen, von der kalten Heimat und den warmen, überheizten Stuben mit den Doppelfenstern und dem Kachelofen mit den gebratenen Äpfeln in der Bratröhre, den Eiszapfen vom Dach und den Eisblumen an den Fenstern. Grimms Märchen vorlesen, Kinderlieder vorsingen, die die Enkel noch nie gehört haben? Versuchen Sie es mal. Warum in die Ferne schweifen und sich Gedanken machen, weshalb die Kinder so wenig nachhaltiges Interesse haben oder so schnell das Interesse verlieren an allem, so daß man immer wieder diskutieren muß, ob der oder die Erzieherin in der „Kita“ vielleicht nicht geeignet war oder nicht die richtige Einstellung zu den Kindern gefunden hat und selbst „Probleme hat“. Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nah liegt. Die Ressource Oma und Opa liegt derweil ungenutzt herum. Liebe Omas und Opas! Probieren Sie es, rechtzeitig und unermüdlich, auch wenn es mal Rückschläge gibt. Wenn es partout in der eigenen Familie nicht klappt, geht es in der Nachbarschaft, bei der Senioren-Patenschaft. Schenken Sie sich zu Weihnachten einem Kind: Es ist ja genetisch dazu angelegt, von Älteren und Verwandten in seiner Umgebung zu lernen, und es wird immer dankbar sein für die Zuwendung, für die man keine Kita-Erzieherin bezahlen kann. Und es wird vermutlich sein Leben lang die Oma oder den Opa nicht vergessen. Es wird die Lieder nicht vergessen und die Melodie der lange tradierten Musik, die Sprache der Märchen der Brüder Grimm, die zwar im 19. Jahrhundert erst aufgeschrieben wurden, aber meist ein viel älteres Sprachgut transportieren, wird in seinem Inneren noch bis zu seiner Studienzeit nachklingen und ihm helfen, seine eigene Sprache besser zu verstehen und das dummerhafte Denglisch der Warenwelt leichter zu durchschauen. Und nur so wird es erst wirklich befähigt sein, die Schönheiten anderer Länder und anderer Kulturen aufrichtig wahrzunehmen und sich an ihnen zu freuen, mit der Heimat im Herzen – das andere. So einfach ist das. So wie andere Völker es tun, ganz selbstverständlich, Polen, Italiener, Griechen und Franzosen. Machen Sie zu Weihnachten einen Versuch. Fangen Sie für sich selbst gleich einmal damit an, eins der Märchen der Brüder Grimm zu lesen, am besten das Märchen vom Großvater, der das Schüsselchen zerbrochen hatte.

»Alle Register des Lebens«

Graphische Zyklen und Zeichnungen von Max Klinger in Köln und in Aachen ausgestellt

Von SILKE OSMAN

Was mir Max Klinger in meiner Jugend gewesen ist, ist schwer in Worte zu fassen." Käthe Kollwitz ist sichtlich bewegt, als sie am 8. Juli 1920 als Vertreterin der „Freien Sezession", deren Ehrenmitglied Max Klinger lange Jahre war, am Grab des Graphikers steht und ein letztes Geleit gibt. „Es war ein ganz großes Erlebnis, als ich die Radierungen von Klinger kennenlernte", erinnert sich Kollwitz. „Wir jungen Leute drängten uns zu den Kupferstichkabinetten in München, in Berlin, um Klingers Radierungen zu sehen. Was uns fortriß, was wir liebten an diesen Blättern, war nicht die technische Meisterschaft. Der ungeheure Lebensdrang, die Energie des Ausdrucks waren es, was uns daran packte. Wir wußten, Max Klinger bleibt nicht an der Oberfläche der Dinge haften, er dringt in die dunkle Lebenstiefe. In diesen Blättern brauste und tönte es, wie in dem Blatt aus der Brahmsphantasie, wie eine ungeheure Musik einem entgegentönt. Alle Register des Lebens zog er auf, das gewaltige, herrliche und traurige Leben faßte er und deutete es uns."

Unter dem Titel „Alle Register des Lebens" zeigt das Käthe Kollwitz Museum in Köln nun zur 150. Wiederkehr des Geburtstages des Graphikers, Malers und Bildhauers Max Klinger (1857–1920) eine Ausstellung mit seinen großen erzählenden Graphikzyklen. Zu sehen sind „Ein Handschuh" aus dem Jahr 1881, „Ein Leben" (1884), „Dramen" aus dem selben Jahr und „Eine Liebe" von 1887. Die beiden Folgen „Vom Tode" (1889 und 1898/1910), „Eva und die Zukunft" (180) sowie Blätter aus der „Brahmsphantasie" (1894). „In allen Zyklen setzt sich der Künstler intensiv mit seiner Gegenwart und den grundsätzlichen Lebensfragen auseinander", so die Verantwortlichen für die Kölner Ausstellung. „Während etwa in ‚Dramen' Klingers Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit deutlich widergespiegelt ist, greift er hingegen in ‚Eine Liebe' allgemeingültige Aussagen zum Lebensschicksal einer Frau auf."

Über 130 Exponate aus den bedeutenden Klinger-Sammlungen der Museen in Bremen, Berlin, Dresden, Leipzig und Karlsruhe sind erstmals gemeinsam zu sehen, darunter herausragende Vorzeichnungen, erste Fassungen und Zustandsdrucke, die den Weg von der Idee bis zur Umsetzung im vollendeten Werk beleuchten. Selbstbildnisse und freie Zeichnungen bereichern die Schau.

„Anliegen der Kölner Ausstellung ist es, die Meisterschaft Klingers in der zyklischen Erzählstruktur seiner Folgen und deren erschienene Folge „Ein Leben" und war beeindruckt: „Es war das erste was ich von ihm sah, und es erregte mich ungeheuer." Es war schließlich aber Klingers 1891 erschienene kunsttheoretische Schrift „Malerei und Zeichnung", die Käthe Kollwitz veranlaßte, sich endgültig dem graphischen Arbeiten zuzuwenden.

Museum das Augenmerk auf die Kunst des Graphischen, die zyklische Erzählstruktur und ihre drucktechnische Realisierung gelegt. Ausgehend von dem eigenen Bestand bereichern bedeutende Leihgaben aus den Kupferstichkabinetten Berlin, Bremen, Leipzig und München die Ausstellung in Aachen.

Chirico über Max Ernst bis zu Munch oder Dali. Eine Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle beleuchtet noch bis zum 13. Januar diese Seite von Klingers Bedeutung in der modernen Kunst (siehe Folge 44). Phantasiereich, humorvoll, aber auch bizarr und bedrückend wirken die Arbeiten Max Klingers noch heute auf den



Max Klinger: Entführung des Prometheus (Blatt 24 der Folge „Brahmsphantasie", Opus XII, 1894, Radierung, Stich und Aquatinta; im Besitz des Kupferstickabinetts Staatliche Kunstsammlungen Dresden Foto: Käthe Kollwitz Museum Köln

drucktechnischer Realisierung aufzuzeigen", so die Veranstalter.

„Es war vor allem Max Klinger, dessen künstlerische Arbeit Käthe Kollwitz seit ihren eigenen Anfängen besonders verehrte. Insbesondere die Inhalte seiner radierten Zyklen, aber ebenso ihre graphische Umsetzung bewunderte sie und zog daraus Konsequenzen für ihre eigene Arbeit. Käthe Kollwitz' Einschätzung soll für den heutigen Betrachter nachvollziehbar gemacht werden."

Es war der Schweizer Maler, Graphiker und Bildhauer Karl Stauffer-Bern, der seine Schülerin Käthe Kollwitz auf seinen Freund Max Klinger aufmerksam gemacht hatte. In einer Berliner Ausstellung entdeckte die damals 19jährige Käthe Kollwitz Klingers 1884

Nach Klingers Ansicht haben sich die Maler mit der Schönheit der Welt zu beschäftigen, indem sie sagen „so sollte es sein! oder so ist es … Die Künstler der Zeichnungen dagegen heben die Schwächen, das Scharfe, das Harte, Schlechte hervor. Aus ihren Werken bricht fast überall als Grundton hervor: So sollte die Welt nicht sein! Sie üben also Kritik mit ihrem Griffel."

Parallel zu der Kölner Ausstellung findet im Aachener Suermondt-Ludwig-Museum ebenfalls eine Klinger-Schau statt. Während das Käthe Kollwitz Museum den Schwerpunkt auf Arbeiten Max Klingers legt, die Käthe Kollwitz in ihrem zeichnerischen und graphischen Schaffen beeinflußt haben, so wird im Suermondt-Ludwig-

„In den Ausstellungsräumen wurde eine druckgraphische Werkstatt, Klingers Radierstübchen, eingerichtet, in der Druckdemonstrationen stattfinden", so die Veranstalter. „So können dem Betrachter die kunsttechnische Seite der druckgraphischen Blätter sowie deren mediale Möglichkeiten und Grenzen verdeutlicht werden. Dieses Anschauungsmaterial stützt die Absicht, die technisch-künstlerischen Leistungen Klingers in der Griffelkunst herauszustellen zu können."

Klinger, der als „neuer Dürer" (Hugo vom Hofmannsthal) gefeiert wurde, hat mit seinen Zyklen (insgesamt schuf er 14 graphische Folgen) eine Vielzahl von Künstlern auch des 20. Jahrhunderts beeinflußt. Die Reihe reicht von de

Betrachter; faszinierend bleiben sie allemal.

Das Käthe Kollwitz Museum, Neumarkt 18-24, 50667 Köln, ist dienstags bis freitags von 10 bis 18 Uhr, am Wochenende und an Feiertagen von 11 bis 18 Uhr geöffnet, Weihnachten und Neujahr geschlossen, Eintritt 3 / 1,50 Euro, bis 20. Januar.
Das Suermondt Ludwig Museum, Wilhelmstraße 18, 520170 Aachen, ist dienstags bis freitags von 12 bis 18 Uhr, mittwochs bis 20 Uhr, am Wochenende von 11 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 5 / 2,50 Euro, bis 3. Februar.
Es erscheint ein gemeinsamer Katalog im Nicolai Verlag (288 Seiten mit 250 Duotone-Abb., geb., 34,90 Euro).

KULTURNOTIZEN

Markenwelten

Hamburg – Von der Gebührenquittung für Postdienste bis zum Werbeträger für Produkte, Ereignisse, Firmen oder Institutionen präsentiert das Museum für Kommunikation zu seinem 70. Geburtstag eine Jubiläumsausstellung unter dem Titel „Markenwelten". Die Schau beginnt bei der Erfindung der Briefmarke 1840 in England. Erst jüngst gefundene Musterbögen der sogenannten „Penny Black" zeigen die Entwicklung ebenso wie die „Marken vor den ersten deutschen Marken" oder solche, die gar nicht erst in Umlauf kamen, da sie Fehler enthielten oder die Zeit sie überholt hatte. Museum für Kommunikation, Gorch-Fock-Wall 1, 20354 Hamburg, dienstags bis freitags von 9 bis 17 Uhr, am Wochenende und feiertags (außer am 24., 25. und 31. Dezember sowie am 1. Januar) von 10 bis 18 Uhr, bis 6. Januar 2008.

Bilderstrauß

Düsseldorf – Die Galerie Ludorff präsentiert in ihrer Weihnachtsausstellung Werke vom Impressionismus bis zur Gegenwart. Zu sehen (und zu erwerben) sind unter anderem Arbeiten von Max Liebermann, Lovis Corinth, Emil Nolde, Oskar Kokoschka und Käthe Kollwitz. Galerie Ludorff, Königsallee 22, 40212 Düsseldorf, dienstags bis freitags von 10 bis 18 Uhr, sonnabends von 11 bis 14 Uhr, bis 10. Januar.

Wimmelbilder

Bad Pyrmont – Dem Bilderbuchkünstler und Erfinder der Wimmelbuch-Bilder Ali Mitgutsch ist eine Ausstellung unter dem Titel „ Ein Chronist der Welt im Kleinen – Traumkästen und Wimmelbilder" gewidmet. Museum im Schloß Bad Pyrmont, dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, am 26. Dezember und am 1. Januar geöffnet, bis 27. Januar.

Tempelhüter

Lemgo – Dem Bildhauer und Schöpfer des „Tempelhüter"-Denkmals Reinhold Kübart (1879–1937) ist eine Monographie gewidmet, die Leben und Werk des heute meist vergessenen Künstlers darstellt (Verlag Dr. Gerhard Kuebart, Schiefe Breite 12 a, 32657 Lemgo, 50 Seiten, 9,80 Euro).

Wieder zu sehen

Der »Codex Aureus von Echternach« wird in Nürnberg ausgestellt

Als der „Codex Aureus" 1955 vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg erworben wurde, war er mit 1,1 Millionen D-Mark das teuerste Buch Deutschlands. Er wäre es wohl noch heute, läge er nicht sicher und unverkäuflich im Tresor des Germanischen Nationalmuseums. Vor einem Vierteljahrhundert, 1982 war er das letzte Mal in Nürnberg ausgestellt. Nun kann das kostbare Buch in Abgeschiedenheit endlich wieder besichtigt werden – begleitet von einer umfangreichen kunsttechnologischen Dokumentation. Außerdem sind kostbare Faksimilebände ottonischer Handschriften in dem Haus in der Kartäusergasse zu sehen.

Der „Codex Aureus", das Goldene Evangelienbuch von Echternach, gehört zu den bedeutendsten Bücherschätzen des Mittelalters. Er entstand um 1045 in der Benediktinerabtei Echternach, heute in Luxemburg. Die Handschrift wurde ausschließlich mit Goldtinte geschrieben – daher der Name „Codex Aureus" (goldener Codex). Zum Codex gehört ein kostbarer, edelsteingeschmückter Buchdeckel, ein Meisterwerk Trierer Goldschmiedekunst.

> Bedeutender Bücherschatz des Mittelalters

Um den größtmöglichen Schutz zu gewährleisten, wird das Original für die Ausstellung nicht auseinandergenommen, sondern im Laufe der Ausstellungsdauer geblättert. Die jeweils nicht zu sehenden Bildseiten des Originals werden als Faksimileblätter präsentiert, so daß sich den Besuchern ein Überblick über den gesamten Buchschmuck des Werkes bietet.

Für die Ausstellung wurden umfangreiche kunsthistorische und technologische Forschungsarbeiten durchgeführt. Durch die Untersuchung wird eine bessere Einordnung des Codex wie der gesamten Echternacher Buchmalerei in die ottonische und salische Kunst möglich. Die wichtigsten Ergebnisse werden, didaktisch aufbereitet vom Institut für Kunsttechnik und Konservierung am Germanischen Nationalmuseum, in der Ausstellung erstmals einem großen Publikum präsentiert. *gmn*

Codex Aureus – Das Goldene Evangelienbuch von Echternach ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs bis 21 Uhr im Germanischen Nationalmuseum, Kartäusergasse 1, 90402 Nürnberg zu sehen, Eintritt 6 / 4 Euro, bis 24. Februar 2008.

100 Jahre Farbfotografie

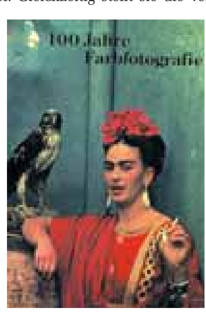
Brillanter Bildband führt von den Anfängen in die Gegenwart

Kaum hatte man 1839 die Fotografie erfunden, welche die Menschen mit schwarzweißen Bildern faszinierte, machten sich die Fotografen daran, auch Farbe in diese Abbilder des wirklichen Lebens zu bringen. Zunächst gelang dies nur durch Kolorierung der Bilder per Hand. Aquarellmaler und Holzschnittkünstler erzielten zum Beispiel in Japan dabei erstaunliche Ergebnisse.

Im Juni 2007 jährte sich die Erfindung der Farbfotografie nun zum 100. Mal. Mit dem sogenannten Autochrom brachten die Brüder Lumière das erste Verfahren für Farbfotografien auf den Markt, das für Profis wie auch für Amateure zugänglich war – ein neues Zeitalter für die Ablichtung der Wirklichkeit konnte beginnen.

In über 350 – naturgemäß farbigen – Abbildungen entfaltet die renommierte Fotografie-Kuratorin Pamela Roberts in ihrem Buch „100 Jahre Farbfotografie" ein Kaleidoskop aus Ikonen der Fotografie und gibt damit einen spektakulären Überblick über dieses Zeitalter. Gleichzeitig stellt sie die verschiedenen Techniken vor, die in der Farbfotografie Anwendung fanden – vom Autochrom über das Ektachrom und die Polaroid-Technik bis zur Digitalfotografie von heute. Sie versammelt in diesem Band die berühmtesten, originellsten und wichtigsten Wegmarken aus 100 Jahren Farbfotografie – darunter Werke von Edward Steichen, Man Ray, László Moholy-Nagy, Gisèle Freund, Cecil Beaton, William Eggleston, Martin Parr, Cindy Sherman, Robert Polidori, Annie Leibovitz und anderen Stars hinter der Kamera.

Daß Farbe nicht gleich Farbe ist, das kann auch der Laie entdecken, wenn er in diesem Buch schmökert. Von sanften Pastelltönen bis zu metallisch schimmernden Schattierungen reicht das Spektrum. Entstanden ist ein Standardwerk zur Fotografie-Geschichte, zugleich aber auch eine Geschichte der Ästhetik, die sich durch die Jahrzehnte durchaus wandelte. *os*



Pamela Roberts: „100 Jahre Farbfotografie", Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin 2007, 256 Seiten, 260 Farbabbildungen, geb., 39,90 Euro

Die schwarze Knolle ist kostbar wie Gold

Wenn Hunde und Schweine den steinigen Boden durchwühlen, dann ist Trüffelzeit in der Provence

Von Robert B. Fishman

Bullige Männer mit kräftigen Händen greifen zart nach den wenigen Knollen, die den trockenen, heißen Sommer überstanden haben. Seit November durchwühlen Menschen, Hunde und Schweine den steinigen Boden, als gelte es, einen geheimnisvollen, kostbaren Schatz der Vorfahren zu bergen. „Die Trockenheit ist schuld, diese verdammte Dürre.“ Natürlich regnet es hier im Sommer wenig, aber 40 Grad jeden Tag und keinen Tropfen Regen, monatelang, daran können sich sogar die ganz alten im Dorf nicht erinnern.

„Vielleicht hat Louis welche“, flüstert der eine, vielleicht Jean, hofft ein anderer. Vergeblich. Nur Madame und Monsieur B. haben ein paar Knollen mitgebracht, die sie in eine Plastiktüte gewickelt vorsichtig auf den Campingtisch vor dem Gemeindehaus legen. Daneben steht eine grammgenaue Waage. Sofort verschluckt eine Menschentraube Madame B. und ihren kleinen Verkaufsstand. Die Kunden nehmen andächtig eine Knolle aus der Tüte, beschnüffeln sie von allen Seiten, schnuppern, halten inne, überlegen, drücken die Knolle vorsichtig. Wortlos. Der Preis steht fest: 950 Euro für ein Kilo. Bezahlt wird bar.

Schnell wechseln grüne und gelbe Scheine den Besitzer. Schließlich läuft hier alles an der Steuer vorbei. Die Finanzbeamten in der fernen Bezirksstadt wissen das. Normalerweise lassen sie sich hier oben nicht blicken, normalerweise. Mißtrauische Blicke der eingeschworenen Gemeinschaft mustern die wenigen Fremden, die sich in der eisigen Morgendämmerung auf den Marktplatz wagen.

Drei Amerikanerinnen haben sich auf die weite Reise über den Atlantik gemacht, um das Geheimnis des schwarzen Goldes zu ergründen. „Fantastic“, ruft die eine, „unbelievable“ die andere. „In Italien machen sie ganz komplizierte Gerichte aus den Trüffeln, aber hier ist es ganz einfach, so bodenständig, wunderbar“, schwärmt die Dritte. Drüben in Georgia kennt niemand diesen Geruch, der sich tief in den archaischsten Teil des Unterbewußtseins eingräbt, ungefähr dort, wo der Jagdtrieb und die anderen Instinkte unserer frühzeitlichen Existenz sitzen.

„Wenn dich diese Leidenschaft gepackt hat, läßt sie dich nie mehr los“, versucht Jean-Pierre eine Erklärung, während sein wuscheliger Mischlingshund wie wild auf der Rückbank herumspringt. „Siehst du, wie sie sich freut“, fragt Herrchen, während er seinen alten Citroën über die steinigen, gefrorenen Feldwege lenkt. Am Ziel springt sein „Schatz“, wie er seine kleine Pyreneenschäferhündin nennt, sofort aus dem Auto und fängt wie wild an zu scharren. Sekundenschnell buddelt sie schwanzwedelnd ein rund 20 Zentimeter tiefes Loch in den Boden. Jean Pierre greift hinein und strahlt über das ganze Gesicht. Der Hund kläfft vor Aufregung. Er hat eine kinderfaustgroße Knolle gefunden. Jean Pierre dankt dem Baum, in dem er einige seiner Blätter in das kleine Erdloch legt, es wieder schließt und sich vor dem Stamm verneigt.

Gute Nase: Hunde sind erfolgreich bei der Trüffelsuche. Foto: Fishman

Marktwert des Fundes im nahen Städtchen Aups: rund 20 Euro, in einem Pariser Feinschmeckerlokal das Vier- bis Siebenfache. Jean Pierres schnüffelndes Wollknäuel könnte so an guten Tagen locker 1000 Euro in der Stunde ausbuddeln. Doch darum geht es nicht, zumindest nicht nur.

„Die Gesetze der Wirtschaft kennen Sie doch“, beginnt Madame B. ihre Erklärung des Trüffelkults auf dem Markt in Aups, während sie einen Packen Scheine einsteckt und den leer gekauften Stand abbaut.

„Alles was rar ist, ist teuer.“ Dennoch ärgert sich Madame B., die Bäuerin aus dem Nachbardorf, daß „man daraus ein Luxusgericht für Reiche macht“. Schließlich sei der Rabasse, wie er hier im Var heißt, ein Produkt der Erde. Und „die Erde ist uns gegeben, damit wir sie lieben. Wir lieben die Hunde und sie geben uns ihre Liebe zurück und so finden wir zusammen den Trüffel.“ So einfach ist das.

Die meisten naturwissenschaftlich begründeten Versuche, die teuren schwarzen Knollen anzubauen oder zu züchten, sind bisher gescheitert.

Natürlich gibt es einige Regeln, welche die Bauern in der oberen Provence seit vielen Jahren beachten: „Ein Drittel ist das Wetter, ein Drittel der Boden und ein Drittel der Baum“, erklärt Philippe De Sentis.

Der Vizepräsident von 180 der rund 300 Trüffelbauern im Var ist in der Großstadt aufgewachsen. Dort steckte ihn ein Nachbar mit der Trüffelleidenschaft an. De Sentis kaufte das alte Landgut, das bis zur Revolution dem Sekretär des Königs Ludwig XVI. gehört hatte, und wurde Schäfer, Jäger, Klein-Hotelier – und Trüffelbauer. Er pflanzte nach Lehrbuch in regelmäßigen Abständen Steineichen, die er zuvor mit dem Trüffelpilz infiziert hatte.

Wenn der Boden leicht kalkig, das Gelände trocken und sonnig ist, in jedem Jahr zur rechten Zeit die richtige Menge Regen fällt und man das Grundstück schön von Gestrüpp frei hält, dauert es fünf, sieben, zehn oder mehr Jahre, bis man die ersten Trüffel ernten kann – oder auch nicht.

Auch auf seinen Grundstücken forscht die INRA nach den sichersten Trüffelanbaumethoden. 1915 lieferten Frankreichs Bäume und Böden rund 1000 Tonnen Trüffel. 2001 waren es – trotz der vielen inzwischen angelegten Plantagen – 20 Tonnen, nach dem heißen, trockenen Sommer 2003 noch viel weniger.

Kleine Trüffelkunde

Der Trüffel ist eine Pilzkrankheit, die unter bestimmten Bedingungen (Wetter und Bodenbeschaffenheit müssen genau stimmen) Steineichen, seltener Korkeichen und Nußbäume befällt. An den Wurzeln bilden sich dann Knollen, welche die Menschen mit Hilfe ihrer Hunde ausgraben. Im Piemont (Italien) findet man die weißen Alba-Trüffel, in der Provence die fast genau so teuren schwarzen Wintertrüffel (Tuber Melanosporum).

Im Sommer gibt es innen weißen und viel preiswerteren Tuber estivum. Sie riechen und schmecken längst nicht so intensiv, kosten allerdings auch nur die Hälfte.

In den letzten Jahren tauchen auf den europäischen Märkten immer mehr chinesische Importtrüffel auf, die echte Feinschmecker natürlich verschmähen. Fachleute erkennen einen guten Trüffel am Geruch, an seiner festen, aber nicht harten Konsistenz und an der leichten schwarz-weißen Marmorierung in seinem Inneren.

Gereinigt werden die Knollen erst unmittelbar vor der Zubereitung mit einer kleinen (Zahn-)Bürste.

Seinen Geschmack entfaltet der Trüffel am besten, wenn er frisch gerieben wird.

Warum der Mensch vom Schwein auf den Hund kam

Hunde suchen Trüffel, um ihrem Herrchen oder Frauchen eine Freude zu machen. Schweine suchen Trüffel, weil sie sie fressen wollen. So hat der Mensch beim Schwein oft das Nachsehen. Hinzu kommt, daß sich Hunde leichter abrichten und transportieren lassen. Eine ausgewachsene Sau paßt kaum in einen modernen Kleinwagen. Deshalb ist der Trüffelbauer auf den Hund gekommen.

Äpfel und Nüsse oder Kolibris?

Eine Ausstellung in Hamburg zeigt Weihnachtsbaumschmuck im Laufe der Jahrhunderte

Von Silke Osman

Der würzige Duft der Tanne, der Duft nach Harz und Fichtennadeln bringt zu Weihnachten eine ganz besondere Stimmung in die Häuser. Die Handwerker waren es einst, die schon im 16. Jahrhundert einen mit Äpfeln, Nüssen, Brezeln und Papierblumen geschmückten grünen Baum zu Weihnachten für ihre Kinder aufstellten. Später waren es vor allem Adelsfamilien, die diesen Brauch in andere Länder exportierten. Durch Eheschließung gelangten sie zwar in andere Kulturkreise, nahmen aber ihr eigenes Brauchtum mit.

Auch die Sitte, auf öffentlichen Plätzen zu Weihnachten Tannenbäume aufzustellen, ist alt. So waren es Rigaer Kaufleute, die um 1500 eine große Tanne auf dem Marktplatz errichten ließen. Während man früher die Tannen aus den eigenen Wäldern holte, ist man heute auf Importe angewiesen. Dänemark, der größte Produzent für Weihnachten eigens angebauter Bäume, exportiert jährlich für über 125 Millionen Euro weihnachtliches Grün nach ganz Europa. Mittlerweile ist der geschmückte Tannenbaum in aller Welt beliebt, selbst in Ländern ohne christliche Tradition wie China oder Arabien wird er als Festtagshülse übernommen. Die große Nachfrage führte in diesem Jahr sogar zur Verknappung und zu einem Preisanstieg.

Was wäre der Weihnachtsbaum aber ohne seinen Schmuck? Die diesjährige traditionelle Weihnachtsausstellung im Altonaer Museum in Hamburg hat sich dieses Themas angenommen. Die umfangreiche Weihnachtssammlung der Husumer Verlegerin Alix Paulsen wird erstmals in eindrucksvoller Auswahl einer breiteren Öffentlichkeit präsentiert. Zu entdecken ist die spannende Entwicklung vom selbst gemachten Weihnachtsschmuck zu den Manufakturen und Fabriken in den deutschen Weihnachtsgegenden wie dem Erzgebirge, Thüringen oder Franken, denn immer mehr ersetzten den ursprünglichen, meist eßbaren Baumschmuck die glitzernden und glänzenden Glaskugeln etwa aus Lauscha. Aber auch Oblaten und anderer Schmuck aus Papier und Pappe eroberten die Herzen zu Weihnachten. „Mode und Zeitgeschmack wurden weitgehend vom amerikanischen Markt und dessen Ankäufern bestimmt“, moniert Thorkild Hinrichsen, Direktor des Altonaer Museums und Experte in Sachen Weihnachten. Der inländische Bedarf mußte sich somit unterordnen. Schon 1893 kritisierte „Die Gartenlaube“ die „entzückenden Nichtigkeiten, die den Christbaum zu einem Feengeschenk stempeln, das sinnverwirrend berauschend wirkt“. „Blaublinkende Sterne mit silbernen Kometenstreifen, goldiges und farbiges Engelshaar, farbenglühende Schmetterlinge und gaukelnde Kolibris“ hätten vergoldete Äpfel und Nüsse abgelöst. – Worte, die heute geschrieben sein könnten.



Gruß zum Fest: Postkarte aus dem Jahr 1909 Foto: Günther Pump

Wenn auch die Altonaer Ausstellung in diesem Jahr nicht so groß und prächtig ausgefallen ist wie gewohnt, so kann sie doch jedem, der sich auf die liebevoll präsentierten Exponate einläßt, die entsprechende Weihnachtsstimmung vermitteln.

Die Ausstellung „Das ist die liebe Weihnachtszeit“ im Altonaer Museum, Museumstraße 23, 22765 Hamburg, ist Dienstag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr, Donnerstag bis 21 Uhr zu sehen, 25., 26. Dezember von 10 bis 18 Uhr, Heiligabend, Silvester und Neujahr geschlossen, Eintritt 6 /3,50 Euro, bis 6. Januar.

Festlicher Markt vor dem Schloß Charlottenburg

Im Rahmen eines Weihnachtsmarktes vor dem Schloß Charlottenburg zeigt sich das Schloß den Besuchern von seiner festtäglichen Seite. Getreu dem Motto des Marktes „Vom Feinen das Beste“ erwarten die Besucher exklusive Sonderführungen zu den verschiedensten Themen. Wer lebte im Schloß? Was schenkten sich die Hohenzollern zu Weihnachten? Was trug die modebewußte Dame des Biedermeier zum weihnachtlichen Festessen? An den Adventswochenenden und Weihnachtsfeiertagen wird das Schloß außerdem zusätzlich abends seine Pforten öffnen und die Besucher mit festlichem Lichterglanz und Märchen, Poesie, Musik und Puppenspiel verzaubern. Der Weihnachtsmarkt vor dem Schloß Charlottenburg, der vom Werbeteam Berlin und der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in diesem Jahr zum erstenmal durchgeführt wird, ist montags bis donnerstags von 14 bis 22 Uhr, freitags bis sonntags von 12 bis 22 Uhr geöffnet. Sonderöffnungszeiten Schloß Charlottenburg: Jeweils Freitag, Sonnabend und Sonntag von 18 bis 22 Uhr.

Alles eine Frage des Geldes?

Großfamilien sind arm dran – finanziell gesehen / Das bleibt in der Familie (Folge 7)

Von Klaus J. Groth

Vor 20 Jahren fanden es 20 000 Familien in Deutschland sinnvoll, Mitglied im Deutschen Familienverband zu sein. Das war angesichts der Zahl der bestehenden Familien keine überwältigende Großenordnung, aber immerhin: es waren doppelt so viele Mitglieder wie heute in dem inzwischen vereinigten Deutschland. Die Familie ist gegenwärtig auf dem absteigenden Ast.

Für Günther Koolmann, Ehrenpräsident des Deutschen Familienverbandes, sind die Zeichen bedenklich. Familie, sagt er, werde heute in Deutschland nur noch berufsbegleitend gesehen, nicht mehr als Institution an sich.

Die Frage, wie Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen sind – und zwar in dieser Reihenfolge – hat sicher auch etwas mit dem herrschenden Zeitgeist zu tun, wird aber in erster Linie aus wirtschaftlicher Notwendigkeit gestellt. Jeder, der sich die Frage stellt, „Wie viel Familie kann ich mir leisten?“, muß zu dem Schluß kommen: wenig oder besser gar keine. Denn mit einem Verdiener ist Familie im Regelfall nicht möglich.

Kinder kosten – zuerst einmal Zeit, wertvolle Arbeitszeit. Folglich wird die Zahl der Kinder begrenzt. Aber auch so steigen die Kosten, denn die Betreuung des Kindes außerhalb der Familie belastet das Budget. Hinzu kommen steigende Ansprüche der Eltern für das Kind: Fremdsprachlicher Unterricht bereits im Kindergarten, Rhetorik-Schulung vom ersten Brabbeln an, Kindergeburtstage, die zum Event ausarten. Die Eltern setzen sich finanziell unter Druck, damit sie nur ja keine Chance für den Nachwuchs ungenutzt lassen.

Große Familien sind arme Familien. Meist, weil die Eltern es bereits waren, bevor die große Familie mehr oder minder gewollt heranwuchs. Und wer nicht von vornherein arm ist, der wird es durch die große Familie. Das kann sich jeder ausrechnen und die entsprechenden Konsequenzen ziehen.

Ohne zu rechnen geht es nicht, ist es eigentlich noch niemals gegangen. Kinder kosten. 50 Prozent des Haushaltseinkommens sind rasch für die Kinder allein ausgegeben. Da läßt sich leicht absehen, ab wann ein Einkommen nicht mehr ausreicht. Mit der Entscheidung für den doppelten Verdienst aber steigen wiederum auch die Kosten, denn dann sind auch die Ausgaben für den Kindergarten zu kalkulieren, das sind bei zwei Kindern in einem Halbtagskindergarten leicht 300 Euro. Und für einen Krippenplatz 150 Euro. Und dann die vielen Ausgaben, bei denen sich auch kleinere Beträge für Klamotten im Sonderangebot, für Hefte und Buntstifte, für die Monatskarten, für einen gemeinsamen Ausflug oder den Babysitter rasch zu einem großen Batzen zusammenläppern. Bei drei Kindern kommen dann bald monatliche Ausgaben von 1500 Euro zusammen. Zieht man davon das Kindergeld von 460 Euro ab, bleiben noch 1040 Euro. Die müssen erst einmal verdient werden.

Solche Rechnungen sind es, die den Deutschen Familienverband eine Besserstellung der Familie fordern lassen. In einem Interview formulierte Ehrenpräsident Günther Koolmann das so: „Die Gesellschaft muß die Familie so weit unterstützen, daß sie nicht arm werden, nur weil sie Kinder in die Welt gesetzt haben. Familien dürfen nicht unter die Armutsgrenze fallen, wie es vielfach geschieht, nur weil ein Kind zur Welt kommt. Diese Familien müssen finanziell unterstützt werden. Familien dürfen nicht gegenüber Kinderlosen benachteiligt werden.“

Der Verband fordert deshalb, Kinderlose stärker zur Kasse zu bitten als Familien mit Kindern. Nur so werde es sich vermeiden lassen, daß ein Großteil der Kinderlosen aus wirtschaftlichen Gründen auf Kinder verzichte. Bei einem Kinderfreibetrag von 8000 Euro pro Kind und Jahr setzt er seine Forderung an.

Spätestens ab dem dritten Kind also wird es eng, da muß mit sehr spitzem Bleistift gerechnet werden, will die Familie über die Runden kommen. Die deutschen Steuergesetze fördern wohl das eheliche Zusammenleben, weniger aber das Wohl der Kinder. Wie es anders geht, machen die französischen Nachbarn erfolgreich vor. Dort lebt man ab dem dritten Kind quasi steuerfrei. Die Folge: Frankreich glänzt mit der höchsten Geburtenrate in Europa. Und billiger als in Deutschland lebt es sich in Frankreich nun wahrlich nicht.

Wie wenig die bisherige Rechtsprechung am Wohl der Kinder orientiert war und sie sich statt dessen an der Interessenlage der Erwachsenen ausrichtete, verdeutlichte das Bundesverfassungsgericht jüngst mit seiner Entscheidung zum Unterhaltsrecht. Es stellte fest, daß nichteheliche Kinder nicht schlechter gestellt werden dürfen als eheliche. Wenn es um das Wohl des Kindes geht, ist das eine pure Selbstverständlichkeit. Dennoch war es ein langer Weg, bis die bisherigen Bestimmungen ausgehebelt wurden. Bislang galt: eheliche Kinder erhalten nach einer Trennung acht Jahre lang Unterhalt, nichteheliche lediglich drei Jahre. Künftig sollen unverheiratete Mütter oder Väter von ihrem Partner für die Betreuung ihrer Kinder ebenso lange Unterhalt erhalten wie die Geschiedenen. Bis Ende 2008 muß der Gesetzgeber die Konsequenz aus dieser Entscheidung gezogen haben.

Der Erste Senat des Bundesverfassungsgerichts betonte dabei, daß der Unterhalt zwar dem betreuenden Elternteil zustehe, er aber allein dem Wohl des Kindes diene: „Der Unterhaltpflichtige wird vom Gesetz nicht um des anderen Elternteils willen, sondern wegen des Kindes in Anspruch genommen, damit dieses persönlich von einem Elternteil betreut werden kann.“ Damit solle „die finanzielle Grundlage für die Entscheidungsfreiheit zwischen der Eigenbetreuung oder einer Fremdbetreuung des Kindes“ ermöglicht werden. Diese Entscheidung dürfe nicht dadurch beeinflußt werden, ob die getrennten Elternteile Ehepartner waren oder nicht. „Denn wie viel ein Kind an persönlicher elterlicher Betreuung und Zuwendung bedarf, richtet sich nicht danach, ob es ehelich oder nichtehelich geboren ist.“

Diese Entscheidung – das betonten die Richter in Karlsruhe ausdrücklich – richtet sich nicht gegen die Ehe und soll nicht als weiterer Schritt verstanden werden, die eheliche Partnerschaft einmal mehr beliebig zu machen, sondern orientiert sich allein am Wohl des Kindes. Denn selbstverständlich ergäben sich aus einer Ehe nach der Trennung weitergehende Pflichten zur Solidarität als bei nicht verheirateten Paaren:

„So hat ein geschiedener Elternteil ungeachtet des Alters des von ihm betreuten Kindes einen Unterhaltsanspruch, wenn er eine angemessene Erwerbsarbeit nicht findet, während einem nicht verheirateten Elternteil für den Fall der Arbeitslosigkeit kein Unterhaltsanspruch gegen den anderen Elternteil zur Seite steht.“

Das Urteil schwächt die Familie also nicht, stärkt aber die Rechte des Kindes. Damit befindet sich es – zumindest in einem Teilbereich – an der Seite des Deutschen Familienverbandes:

Die Fürsorge für das Werden und Wachsen eines Kindes als gesamtgesellschaftliche Aufgabe zu sehen und dementsprechend zu fördern.

In der nächsten Folge lesen Sie: Gründe für die Entscheidung gegen das Kind/ Klage über familienfeindliches Klima



Rotstift angesetzt: Kinder sind ein nicht zu unterschätzender Faktor für die Haushaltskasse. Foto: Argus

Familienmenschen – und andere

Heinrich Zille (* 10. Januar 1858 in Radeburg; † 9. August 1929 in Berlin) „sein Milljöh“, das war das der kleinen Leute im Berlin des industriellen Umbruchs, der sozialen Unterschicht, der Mietskasernen, in denen die Familien mit den vielen Kindern lebten. Die Armut der kinderreichen Familien hat Heinrich Zille mit Stift und Pinsel in Szene gesetzt. Mit diesen Arbeiten ist der Grafiker, Lithograf, Maler, Zeichner und Fotograf bekannt geworden, mit ihnen erwarb er sich den Beinamen „Pinselheinrich“. Nach dem Ortswechsel der Familie nach Berlin ermunterte sein Zeichenlehrer den jungen Heinrich Zille Lithograf zu werden: „Das beste is, du lernst Lithograph. Zeichnen kannste, und du sitzt in 'ner warmen Stube, immer fein mit Schlips und Kragen [...] man schwitzt nicht und bekommt keine schmutzigen Hände. Und dann wirst du mit Sie angeredet. Was willst du mehr?“ Zille folgte diesem überzeugenden Rat. Er stellte nicht den Anspruch, Künstler sein zu wollen, sondern verdiente sein erstes Geld mit eher handwerklichen Zeichnungen: Damenmoden, Beleuchtungskörper, Werbemotive. 30 Jahre lang arbeitete er für die „Photographische Gesellschaft Berlin“. Als sie 1907 Zille kündigte, war er 50 Jahre alt. Und entdeckte sein „Milljöh“ für seine Arbeit. Bereits ein Jahr später brachte er 1908 seine ersten Millieuzeichnungen „Kinder der Straße“ und „Berliner Rangen“ heraus.

Maria Augusta Trapp (* 26. Januar 1905 in Wien; † 28. März 1987 in Morrisville, Vermont, USA), hat die Not einer kinderreichen Familie zu einem künstlerischen Unternehmen mit weltweit beachtetem Erfolg gewandelt. Ihre Geschichte wurde mit Ruth Leuwerik in der Hauptrolle in zwei Episoden verfilmt. In sehr einfachen Verhältnissen in Wien geboren, wuchs Maria Augusta Kutschera bei der Großmutter auf – die Mutter war kurz nach der Geburt gestorben, der Vater, als das Kind drei Jahre alt war. Sie wurde Lehrerin und arbeitete in einer Klosterschule mit der Absicht, später dem Orden beizutreten. Als Hauslehrerin schickte sie die Schule in die Familie des bekannten österreichischen Kapitäns Georg Ludwig Trapp (bis 1919 Baron Trapp). Sie heiratete den Kapitän 1927. Der Verbindung entstammten zwei Töchter. 1935 verlor die Familie ihr gesamtes Vermögen. Mit den sieben Kindern (fünf aus der ersten Ehe ihres Mannes) gründete sie einen Familienchor, der bei musikalischen Wettbewerben bald erste Preise gewann. Nach dem Anschluß Österreichs sah der kaisertreue Kapitän Trapp für sich keine Zukunft mehr, die Familie emigrierte in die USA. Dort trat die Familie unter dem Namen Trapp Family Singers erfolgreich auf. Bis zu seiner Auflösung 1956 gab der Chor weltweit 2000 Konzerte. Marie Augusta Trapp gründete eine Hilfsaktion unter dem Namen Trapp-Family Austrian Relief Inc.. Mit ihr sammelte sie Kleidungsstücke und Nahrungsmittel für Österreich

Klaus Wowereit (* 1. Oktober 1953 in Berlin) wurde in der Tageszeitung „Südkurier“ auf besondere Weise als Sproß einer großen Familie gewürdigt: „Als jüngstes von fünf Kindern von drei unterschiedlichen Vätern wuchs der kleine Klaus in Berlin Lichtenrade auf.“ (Zitiert nach „Der Spiegel“ N. 48)

MELDUNGEN

Anstecker für Protestanten

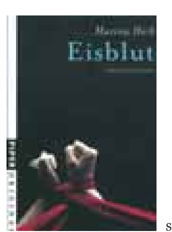
Bamberg – Bayerns mehr als 2,6 Millionen Protestanten können sich künftig mit einem Zeichen zu erkennen geben: Dazu dient ein neuer Anstecker, auf dem drei Rechtecke in verschiedenen Violett-Tönen ein Kreuz andeuten. Vorgestellt wurde das neue Mitglieder-Logo am 26. November während der in Bamberg tagenden Landessynode. Wie die Coburger Synodalpräsidentin Heidi Schülke betonte, handele es sich dabei nicht um ein Ehrenzeichen, sondern um ein reines Erkennungszeichen. Daß das Kreuzsymbol nicht auf den ersten Blick deutlich werde, bringe den Effekt, daß man von anderen darauf angesprochen werde und über seine Kirchenmitgliedschaft ins Gespräch kommen könne. Mit einer allzu großen Lust, als bayerischer Protestant erkannt zu werden, rechnet die Kirche anfangs offenbar nicht: Die Erstauflage der Anstecknadel beträgt 2000 Stück. Zu beziehen ist das stilisierte Kreuz beim landeskirchlichen Amt für Gemeindedienst in Nürnberg zu einem Preis von rund vier Euro. *idea*

Ausgezeichnetes Engagement

Stuttgart – Die Direktorin der evangelischen Hilfsorganisation „Brot für die Welt“, Diakonie Katastrophenhilfe und Hoffnung für Osteuropa, Pfarrerin Cornelia Füllkrug-Weitzel (52), hat für ihr Engagement für die Armen das Bundesverdienstkreuz erhalten. Sie setze sich unermüdlich für globale Gerechtigkeit ein, indem sie Projektarbeit in den Ländern des Südens mit der notwendigen Lobbyarbeit hier in Deutschland und auf internationaler Ebene verbinde, sagte der baden-württembergische Ministerpräsident Günther H. Oettinger (CDU) in einer Feierstunde in Stuttgart. Frau Füllkrug-Weitzel leitet seit 2000 den Geschäftsbereich Ökumenische Diakonie im Diakonischen Werk der EKD und ist Mitglied des Vorstands der weltweiten kirchlichen Entwicklungshilfe-Allianz ACT Development. „Brot für die Welt“ unterstützt seit fast 50 Jahren jährlich in rund tausend Entwicklungsprojekten die Armen in den Ländern Afrikas, Asiens, Lateinamerikas und Osteuropas dabei, ihr Leben selbst zu verbessern und für ihre Rechte einzutreten. *idea*

Armut macht krank

Erfurt – Die Kinder- und Jugendpsychiater in Deutschland registrieren eine wachsende Zahl von Babys und Kleinkindern mit psychischen Störungen. Neben Schlaf- und Eßstörungen würden bei Kindern bis zum Alter von fünf Jahren immer häufiger Verhaltensauffälligkeiten beobachtet, dies erklärte Renate Schepker von der Bundesarbeitsgemeinschaft Leitender Klinikärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie am Rande einer Tagung in Erfurt der Deutschen Presse-Agentur (dpa). Experten halten es für wichtig, daß diese Kinder frühzeitig in fachärztliche Betreuung kommen. In den ersten Lebensjahren würden im Gehirn wichtige Weichen für das spätere Leben gestellt. Neben sozialkulturellen Faktoren wie Überlastung von Eltern und Alleinerziehenden spiele die soziale Komponente eine große Rolle. „Kinder in Armut werden eher psychiatrisch krank“, so Schepker.



Für starke Nerven

Blutiger Hamburg-Krimi

Wer sich als Leser an Marina Heibs Kriminalroman „Eisblut“ heranwagt, sollte sich schon selbst zu den „Hartgesotteneren“ zählen. Kaum ein Detail verschweigt die Autorin, wenn es um die Beschreibung der verstümmelten Leichen einer mysteriösen Mordserie geht, in der die Psychologin Anna und ihr Freund Christian ermitteln.

Als erst der aufs grausamste mißhandelte tote Körper der Studentin Uta Berger und kurz darauf der eines Obdachlosen in Müllsäcken aufgefunden werden, ist das Team der Hamburger Sonderermittler um Christian Beyer in heller Aufregung. Schon bald steht fest, daß die Opfer vor ihrem Tod von ihrem Peiniger professionell gefoltert wurden. „Unzufrieden sitzt der Mann in seinem Sessel und schaut sich den Film noch einmal an, bei dem er Regie geführt hat. Die Inszenierung hat nicht soviel Vergnügen bereitet wie die vor ein paar Tagen, das war eine junge hübsche Frau gewesen, mit der konnte er noch andere Spiele treiben. Wenn so ein Frauenkörper zur Verfügung steht, dann weiß er ihn auch zu nutzen. Aber darum geht es nicht. Nicht um Sex, der ist das Abfallprodukt. Frauen kann er genug haben, die stehen Schlange bei ihm.“

Voller Spannung verfolgt der Leser jede Spur mit, welche Anna und Christian näher an den Mörder heranbringt. So auch der Hinweis, daß es sich bei den Foltermethoden eindeutig um jene nach iranischer Manier handeln könnte. Alles deutet daraufhin, daß die Fäden am Hamburger Institut für Orientalistik zusammenlaufen. Für Anna und Christian beginnt ein gefährliches Katz- und Mausspiel auf der Suche nach dem geheimnisvollen Foltermörder.

Sehr realistisch und individuell beschreibt Marina Heib auch die anderen Figuren dieses Romans. So zum Beispiel den Hacker Daniel, der nur, weil er für die Soko tätig ist, nicht im Gefängnis gelandet ist, sowie den Bruder der ermordeten Uta Berger, Lars, der sich später dazu entschließt, die Suche nach dem perversen Mörder selbst in die Hand zu nehmen, oder auch der verwöhnte Kommilitone Utas, Martin Abendroth, der sich nachts in zwielichtigen S/M-Clubs seine Zeit vertreibt.

Marina Heibs Kriminalroman „Eisblut“ ist ohne Zweifel fesselnd von der ersten bis zur letzten Seite, jedoch nichts für schwache Nerven. *A. Ney*

***Marina Heib: „Eisblut“**, Piper Verlag, München 2007, broschiert, 301 Seiten, 10 Euro, Best.-Nr. 6474*



Verraten und verkauft

Jürgen Liminski über falsche Familienpolitik

Jürgen Liminski ist wahrlich kein unbeschriebenes Blatt, wenn es um das Thema Familie und Familienpolitik geht. Zum einen schöpft der Journalist, der heute für den „Deutschlandfunk“ arbeitet und früher unter anderem Ressortleiter Außenpolitik der Tageszeitung „Die Welt“ war, aus dem realen Leben: Mit seiner Frau Martine hat Liminski zehn Kinder. Zum anderen hat er bereits 2005 gemeinsam mit seiner Gattin das Buch „Abenteuer Familie“ geschrieben. In seinen zahllosen Artikeln und Kommentaren für diverse Zeitungen und Zeitschriften ist überdies immer wieder von der Familie die Rede.

In seinem Vorwort betont der Bischof von Augsburg, Walter Mixa, wie wichtig Liminskis Anliegen sei: „Familienpolitik hat sich in den zurückliegenden Jahren unter dem wachsenden Einfluß von Pseudowerten einer familienfeindlichen Ideologie, die ihre Wurzeln in der Kulturrevolution von 1968 hat, zu einem feministischen Experimentierfeld entwickelt: zum Schaden der Mütter, der Kinder und der Familien.“

Liminski versteht sein 176 Seiten starkes Buch als eine „Kampfansage“ – vor allem an die Programme und Ideologien, die er für familienfeindlich hält. Schon im Vorwort macht der Autor deutlich, daß der „Verrat an der Familie“ aktuell vor allem auf das Konto der Großen Koalition und des „politisch-medialen Establishments“ gehe.

Kinder passen auch nicht in das Denken der gegenwärtigen Arbeits- und Wirtschaftswelt. Dazu zitiert der Verfasser den Wirtschaftstheoretiker Friedrich List (1789–1846): „Wer Schweine erzieht, ist ein produktives, wer Menschen erzieht, ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft.“ Familienarbeit war für Adam Smith eine Leerstelle, in seinem Hauptwerk „Der Wohlstand der Nationen“ findet sie keine Erwähnung, so Liminski. Diese Vernachlässigung der Frauen- und Familienarbeit wirke bis heute nach.

Besonders familienvergessen seien die Journalisten. Dies habe unter anderem damit zu tun, daß sie überwiegend kinderlos und politisch zu zwei Dritteln links von der Mitte anzusiedeln seien. Wenn diese Meinungsmacher mit den oft ebenfalls kinderlosen oder in ungefestigten und rasch wechselnden Partnerschaften lebenden Politikern zusammenhocken, dann kann daraus für die Familie nichts Positives herumkommen.

Besonders lesenswert sind die Passagen, in denen sich der Autor für die „Nur“-Hausfrauen und Mütter stark macht. Reden wir nicht um den heißen Brei. Die jahrzehntelange Geringschätzung der Hausarbeit und der Kindererziehung hat bei uns allen Spuren hinterlassen. Wir alle neigen bewußt oder unbewußt dazu, außerhäusliche Erwerbsarbeit höher zu schätzen. Dies liegt sicher auch daran, daß unsere Gesellschaft auf Euro und Cent fixiert ist. Und entlohnte Erziehungsarbeit und Rentenansprüche für Mütter gibt es bei uns eben nicht.

Die rot-grüne Bundesregierung, so Liminski, habe den Beruf der Prostituierten anerkannt, den der Hausfrau und Mutter aber nicht.

In der Person von Ursula von der Leyen propagiert und bevorteilt der Staat jedoch das Doppelverdienermodell. Frauen, die das Wohl ihrer Kinder und die eigene Gesundheit nicht opfern wollen und zumindest einige Jahre zuhause bei der Familie bleiben möchten, sind zumindest in finanzieller Hinsicht schlecht gestellt.

Dieses Land muß mehr in Kinder investieren – finanziell wie moralisch. Statt dessen betrachtet man diese Ausgaben immer nur als Kosten, fast nie als Investition in die Zukunft. Das Erschrecken wird dann besonders groß sein, wenn der demographische Wandel erstmals richtig im Portemonnaie der Bürger spürbar wird. Liminskis Forderungen laden zur Debatte ein. Mag sein Vorschlag für ein Familienwahlrecht manchen als abwegig erscheinen, dürften die anderen Vorschläge breitere Zustimmung erfahren. Die Ungerechtigkeiten gegenüber der Familie, die sich im Steuersystem, bei der Erhöhung der Mehrwertsteuer, der Kürzung der Pendlerpauschale und der Wohnungsbauförderung niederschlagen, müssen zurückgenommen werden. Es ist auch nicht einzusehen, warum Eltern, die ihr Kind selbst oder in privater Initiative mit anderen Eltern betreuen wollen, nicht ein Betreuungsgeld in Höhe der Kosten eines Krippenplatzes zusteht. In Thüringen ist dies schon lange Praxis. Die Ideologen verunglimpfen dieses Stück Gerechtigkeit gern als „Herdprämie“.

Gibt es noch Hoffnung? Oder muß man Liminski zustimmen, der schreibt, Familienpolitik sei in Deutschland eine Politik ohne Zukunft? Egal, ob das Glas nun halb voll oder halb leer ist. Wenn Liminskis Schlußfolgerung stimmen sollte, dann hat dieses Land bald keine Zukunft mehr. Dann leben wir – wie jetzt schon in Sachsen-Anhalt zu besichtigen – in einem kaum zu finanzierenden Altenheim ohne Kinder und ohne Leben. *Ansgar Lange*

***Jürgen Liminski: „Die verratene Familie. Politik ohne Zukunft“**, Sankt Ulrich Verlag, Augsburg 2007. 176 Seiten, 18,90 Euro, Best.-Nr. 6475*



Lügen und Legenden

Autor führt die 50 größten Fehlbehauptungen der Weltgeschichte an

„Die 50 größten Lügen und Legenden der Weltgeschichte“ – was geheimnisvoll klingt, ist eine Mischung aus allgemein Bekanntem, irgendwo schon mal Gehörtem und tatsächlich so mancher interessanten Richtigstellung. Spektakulär sind die Fälle, die der Autor Bernd Ingmar Gutberlet anführt, jedoch nicht. So soll Kleopatra keineswegs die schönste Frau der Welt gewesen sein, Jesus von Nazareth nicht im Jahre Null geboren sein und die französische Königin Marie-Antoinette nie den Ausspruch „Sollen sie doch Kuchen essen“ getätigt haben.

Für jene, die sich für Geschichte interessieren und auch nur einigermaßen in dieser Hinsicht belesen sind, sind jene Erkenntnisse ein ziemlich alter Hut.

Auch daß der US-amerikanische Bürgerkrieg nicht wegen der Abschaffung der Sklaverei geführt wurde, sondern andere Hintergründe hatte, ist eigentlich ein offenes Geheimnis.

„Das Mittelalter – finstere Epochen“, fragt Gutberlet und belegt, daß dem nicht so war, schließlich seien in der Zeit der Pflug erfunden, erste Universitäten gegründet und großartige Kathedralen gebaut worden. Na ja, gut erklärt, aber nicht bahnbrechend diese Feststellung, mag hier der kritische Leser urteilen.

Was nicht so bekannt sein dürfte, sind seine Erklärungen für die Behauptung, daß Deutsch nur wegen einer fehlenden Stimme nicht Hauptsprache in den USA geworden sei. Diese Abstimmung habe es so nie gegeben. Warum das Gerücht trotzdem nicht völlig aus der Luft gegriffen ist, erläutert der Autor ausführlich. Allerdings: „Abgesehen von den Mehrheitsverhältnissen waren die deutschen Einwanderer ohnehin keine einheitliche Gruppe: Sie gehörten ganz unterschiedlichen Glaubensrichtungen an und kamen außerdem aus einem zersplitterten Land mit zahllosen Kleinstaaten. Das begünstigte eine rasche Assimilierung, so daß die meisten Familien schon Ende des 18. Jahrhunderts zweisprachig waren und sich auf Deutsch im familiären Zusammenhang beschränkten.“

Interessant nachzulesen ist die Behauptung, daß die Titanic keineswegs wegen der Erlangung eines neuen Schnelligkeitsrekords mit einem Eisberg kollidierte. Technisch sei es gar nicht möglich gewesen, daß das luxuriöseste Schiff der damaligen Welt dem Rekordhalter Mauretania das „Blaue Band“ abjagen konnte.

Auch sei Frankreich während des Zweiten Weltkrieges nicht ein einig Volkes des Widerstandes gewesen.

Und die Suche nach dem legendären Bernsteinzimmer sei nutzlos, da es vermutlich verbrannt sei. Sollte der Königsberger Museumsdirektor Rohde über den Verbleib des Zimmers gewußt haben, „dann hat er das Wissen mit ins Grab genommen. Er und seine Frau verhungerten Ende 1945 im zerstörten und besetzten Königsberg.“ *Bel*

***Bernd Ingmar Gutberlet: „Die 50 größten Lügen und Legenden der Weltgeschichte“**, Ehrenwirth, Bergisch Gladbach 2007, 267 Seiten, 16,95 Euro, Best.-Nr. 6377*



Ungewollt

Flüchtlinge in Mecklenburg

Willkommen in Rostock? Das Fragezeichen war berechtigt. Die Flüchtlinge und Vertriebenen wurden auch im dünnbesiedelten Mecklenburg nicht mit offenen Armen aufgenommen, auch in Rostock nicht. Der Schriftsteller Walter Kempowski bekannte kurz vor seinem Tod, wenn er sich wirklich für etwas schäme, dann für das: Daß niemand in Rostock die Tür aufgemacht und Menschen aus den langen Flüchtlingskolonnen hereingebeten habe, auf einen Teller Suppe oder so.

Wie es 1945 und später war, das zeichnet neben anderen Aufgaben das Dokumentationszentrum für die Opfer deutscher Diktaturen, angesiedelt an der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock, nach. Erschienen ist der Band „Willkommen in Rostock?“ von Mirjam Seils in der Schriftenreihe „Diktaturen in Deutschland“ des Dokumentationszentrums, betreut von Dr. Fred Mrotzek. Das lesenswerte Buch berichtet mit wissenschaftlicher Präzision über die Aufnahme der Flüchtlinge, ihre Behandlung in der Sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR. Zeitweise stellten die Flüchtlinge die Bevölkerungsmehrheit in Mecklenburg. Daran erinnert das Buch und auch daran, das sehr viele später in den Westen gingen. Eine faktenreiche Sammlung zur aktuellen Diskussion über Flüchtlingsschicksale. *vs*

***Mirjam Seils: „Willkommen in Rostock“**, KSZ Verlag, Rostock 2006, broschiert, 115 Seiten, 9,90 Euro, Best.-Nr. 6476*

Keine militärischen Ehren zur Beisetzung

Eitel Friedrich Prinz von Preußen wurde nach anfänglichem Interesse schließlich zum Gegner der Nationalsozialisten

Von CLAUS HEINRICH BILL

Ein wenig erinnert das Leben des zweiten Sohnes Kaiser Wilhelm II., der heute vor 65 Jahren, am 8. Dezember 1942, zur Großen Armee abberufen wurde, an das des Prinzen Charles in Großbritannien: Erzogen im Bewußtsein, eventuell nach dem Tode des Vaters und des älteren Bruders den preußischen Königsthron übernehmen zu müssen, ständig in Bereitschaft sein müssend für die Übernahme der Regierungsgewalt und dennoch zeitlebens in diesem Wartestand verharrend, mußte Eitel Friedrich Prinz von Preußen sein Interimsleben zu einem Dauerleben werden lassen und dennoch seinen eigenen Lebensweg finden.

Diesen suchte er zwischen Neigung und Pflicht. Er verstand es, sich in ihm gemäßen Nischen einzurichten, dabei aber immer loyal zu seinem Vater, seinen Geschwistern, seinen Getreuen stehend. Loyalität und Treue waren daher zwei seiner hervorstechendsten Eigenschaften. Sie waren nicht nur anerzogen, sondern sicherlich auch Wesensinhalt seines aufrichtigen Charakters.

Geboren am 7. Juli 1883 im Marmorpalais Potsdam, wurde er zusammen mit dem bald nach dem Dreikaiserjahr 1888 zum Kronprinzen avancierten Bruder Wilhelm (1881–1951) erzogen. In der preußischen Armee erlernte er das Handwerk des Offiziers von der Pike auf. Bereits mit zehn Jahren wurde er als Leutnant in die Armee eingestellt, in der er es bis zum hochdekorierten Generalmajor bringen sollte.

Es hat Eitel Friedrich nicht an allerlei Möglichkeiten und Chancen im Leben gefehlt, weiter zu reüssieren. Das Schicksal hat es nicht gewollt, daß er an einen herausragenden Platz der Geschichte gestellt werden sollte. Um die Jahrhundertwende wurde seine Kandidatur als möglicher König von Norwegen nicht durchgesetzt.

Aber in anderer Hinsicht übernahm er die Traditionen seines Hauses. Er war sich der Verantwortung seiner Stellung im Gesamtkonzept des preußischen Königshauses sehr wohl bewußt. 1906 ehelichte er standesgemäß die oldenburgische Prinzessin Sophie Charlotte (1879–1964). Ab 1907 war er Herrenmeister der Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens Sankt Johannis vom Spital zu Jerusalem.

Bis in seine Erwachsenenjahre war er vorwiegend militärisch, karitativ, organisierend und in der Repräsentation tätig, zu sehen als Deputierter und Beauftragter des kaiserlichen Vaters im ganzen Deutschen Reich, bei familiären und gesellschaftlichen, politischen und historischen Feiern und Veranstaltungen.

Im Ersten Weltkrieg zog er als Kommandeur des sogenannten Ersten Regiments der Christenheit, des in Potsdam garnisonierten Ersten Garde-Regiments zu Fuß, an die Front und machte diesen Krieg vom Anfang bis zum Ende an der Ost- und Westfront mit. Wegen persönlicher Tapferkeit verlieh ihm sein Vater, ohne Rücksicht auf seine enge Verwandtschaft, den Orden Pour le mérite mit Eichenlaub; bekannt war sein Einsatz 1914 in der Schlacht bei Colonfay, wo er, ungeachtet der Sicherheit seines eigenen Lebens, dem gefallenen Tambour die Trommel entriß und selbst zum Sturme schlug, jederzeit bereit, sein junges Leben als geradezu friderizianisches Vorbild eines preußischen Offiziers zu opfern.



Eitel Friedrich von Preußen: Der hundeliebende Prinz 1920 in Stahlhelm-Uniform Foto: akg-images

Das Ende des Ersten Weltkriegs war für Prinz Eitel Friedrich eine strenge Zäsur in seinem Leben, wenn nicht die strengste, die er je erlebte. Es war nach der Verarbeitung des Schocks infolge der Umwälzung aller Werte und der Staatsform der Zeitpunkt des Rückzuges ins Privatleben, des Fortfalls des Anspruches der Repräsentation und überhaupt eine Zeit der läuternden Krise für ihn. Infolge der Beschränkung der Alliierten auf das Hunderttausendmannheer war er, zuletzt Divisionskommandeur, arbeitslos geworden, zog aber auch diese Arbeitslosigkeit mit 35 Jahren einer weiteren Laufbahn im Reichsheer der Republik vor. Durch seine bereits in jungen Jahren erreichte hohe militärische Stellung war ihm der Lebensunterhalt noch weitere 24 Jahre bis zu seinem Tode gesichert. Er konnte sogar sein Domizil in der Villa Ingenheim in Potsdam behalten.

Nach dem Ende des Weltkrieges verschrieb er sich persönlichen Zielen: der Wiedereinführung der Monarchie sowie dem Schutz des Vaters, denn er stellte sich an seiner Statt den möglichen Kriegsverbrecherprozessen der Alliierten. Als Vertreter des preußischen Königshauses beteiligte er sich an den Verhandlungen der Vermögensauseinandersetzung der ehemaligen Krone mit dem Deutschen Reich in den Jahren 1921 bis 1926. Vorderrangig aber widmete er sich der militärischen Traditionspflege im Semper-Tails-Bund als dem Verband des alten Ersten Garde-Regiments zu Fuß und betätigte sich als Funktionär des Nationalverbandes Deutscher Offiziere sowie als Gauführer Berlin des Nationalen Deutschen Automobil-Clubs. Als einfacher Sturmmann trat er dem „Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten" bei und trat hier häufig öffentlich mit vielen anderen Kameraden sehr bewußt als Kamerad ohne Funktionärsrang auf. Vom Stahlhelm erhoffte er eine militärische Durchdringung des Staates. Ihn sah er als „Deutschlands Retter" an.

> Sein Leben ist in gewisser Hinsicht von Tragik überschattet

In dieser Weimarer Zeit erlaubte sich Prinz Eitel Friedrich Brüche in seinem Leben: 1926 erfolgte die Scheidung von seiner Gattin. Die Ehe war kinderlos geblieben. Als Folge der Trennung legte er kurz darauf die Herrenmeisterwürde nieder. In nicht hausgesetzmäßiger Verbindung und ohne Heirat, aber vor der Öffentlichkeit verheimlicht, lebte er nun mit einer Gräfin Mellin zusammen, für deren Sohn aus erster Ehe er die Rolle eines liebenden und zahlenden Ziehvaters übernahm.

Schon früh in seiner Jugend besaß Prinz Eitel Friedrich einen Hang zur Körperfülle, die mit fortschreitendem Alter sukzessive übermäßig zunahm und ihm einen körperlichen Schutzpanzer gegen psychische Außeneinflüsse bot. Die letzten bekannten Ablichtungen zeigen ihn kahlköpfig in Sonderanfertigungen seiner alten Generalsuniform.

Es war das alte Leben im Kaiserreich, dem der Prinz aufrichtig nachtrauerte. So blieb er bis zuletzt aufrechter Monarchist und Verfechter der Kronloyalität, bekämpfte die Weimarer Staatsform der Demokratie als „Novemberrepublik" und forderte für Frontsoldaten mehr Einflußmöglichkeiten in der Politik.

Für das Engagement seines Bruders August Wilhelm im Nationalsozialismus zeigte er kein Verständnis, lehnte für sich selbst auch jede Betätigung seinerseits in, wenn auch nicht an Hitlers Bewegung ab. Zeitweise, vor der Machtübernahme, ließ er sich auf eine Liaison mit den braunen Scharen ein, unter anderem als Teilnehmer der „Harzburger Front" im Oktober 1931 und des „Tages von Potsdam" in der Potsdamer Garnisonkirche im März 1933, wo er sich als Aushängeschild Hitlers zu dessen angeblicher Preußennachfolge in Unkenntnis der wahren Ziele des Agitators mißbrauchen ließ.

Seit nunmehr 55 Jahren liegt er in einem überirdischen Sarg im Antikentempel zu Potsdam im Park nahe dem Neuen Palais bestattet. Die Nationalsozialisten versagten ihm die Beisetzung mit militärischen Ehren, die einem Mann seines Ranges und einem wegen höchster Tapferkeit an der Front ausgezeichneten Ritter zugestanden hätte.

In gewisser Weise ist das Leben Prinz Eitel Friedrichs von Tragik überschattet, denn seine Welt war unweigerlich 1918 untergegangen und seine Anpassungsfähigkeit an eine neue Zeit mit neuen Werten war marginal; einen Wandel wollte und konnte er nicht vollziehen, und so lebte er nach 1918 noch über zwei Jahrzehnte lang als Rudiment einer verflossenen Epoche weitgehend im Privatleben ohne öffentliche Funktion, die sehr plötzlich weggebrochen war.

Ein Nobelpreisträger, der aus Breslau stammt

Die Born-Oppenheimer-Näherung und die Bornsche Näherung in der Streutheorie erinnern an die Leistungen Max Borns

Von CORINNA WEINERT

Max Born wurde am 11. Dezember 1882 in Breslau / Schlesien geboren. Nach der Schulausbildung studierte Born ab 1901 in Breslau, Heidelberg, Zürich, Cambridge und Göttingen zuerst Rechtswissenschaften und Moralphilosophie, dann Mathematik, Physik und Astronomie. 1906 promovierte er bei David Hilbert in Göttingen. Später war er Mitarbeiter von Hermann Minkowski. 1909 habilitierte er sich. Er befaßte sich unter anderem mit den Folgen der Relativitätstheorie für die Physik fester Körper und mit der Theorie atomarer Kristallgitter.

Born war zunächst Privatdozent in Göttingen und wurde dann außerordentlicher Professor für theoretische Physik in Berlin, wo er mit Max Planck, Albert Einstein und Walther Hermann Nernst zusammenarbeitete. 1919 erhielt er seinen ersten Lehrstuhl in Frankfurt am Main. Von 1921 bis 1933 war Born Professor in Göttingen.

Hier entwickelte er unter anderem mit Wolfgang Pauli, Werner Heisenberg und Pascual Jordan große Teile der modernen Quantenmechanik. Nach ihm benannte Verfahren wie die „Born-Oppenheimer-Näherung", die im Jahre 1928 zum Orbitalmodell führte, und die „Bornsche Näherung" in der Streutheorie erinnern an seine Pionierleistungen. Er entwickelte die statistische Interpretation der Wellenfunktion, die später als „Kopenhagener Deutung" bekannt wurde und für die er – allerdings erst zwei Jahrzehnte später – den Nobelpreis erhielt.

Born beschäftigte sich auch mit theoretischer Optik, über die er mit Emil Wolf ein heute noch bedeutendes Lehrbuch geschrieben hat.

1933, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, wurde Max Born wegen seiner jüdischen Vorfahren und seiner pazifistischen Einstellung zwangsbeurlaubt. Er emigrierte nach England. Dort hatte er ab 1934 eine Professur in Cambridge, ab 1936 eine an der Universität von Edinburgh, wo er bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland 1953 als Dozent tätig war. Born wurde im Jahre seiner Rückkehr zum Ehrenbürger der Stadt Göttingen ernannt, wo einst seine Karriere begonnen hatte. In Göttingen befindet sich auch das Grab von Born, der am 5. Januar 1970 verstarb, obwohl er zuletzt nicht in Göttingen selbst, sondern im nahegelegenen Bad Pyrmont lebte.

Mit Einstein verband Born eine lebenslange enge Freundschaft, auch wenn Einstein die Arbeiten von Born in Bezug auf die Quantentheorie skeptisch betrachtete. Der Briefwechsel mit Einstein, der unter anderem für die Geschichte der Interpretation der Quantenmechanik interessant ist, wurde in Buchform veröffentlicht.

Born versuchte auch immer wieder, sich mit Reden zu gesellschaftspolitischen und philosophischen Themen Gehör zu verschaffen. So wandte er sich gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr und sah sich als Mahner für die politische Vernunft in einer Welt, die verändert war durch die gewaltigen Möglichkeiten, welche die Wissenschaft, der er gedient hatte, den Menschen in die Hand gab. Er wies eindringlich auf die Verantwortung der Menschen hin, die neugewonnene Macht vernünftig zu nutzen.



Max Born Foto: Archiv

Das Ostpreußenblatt

Nr. 49 – 8. Dezember 2007

Wahlsieg für Alexander Jaroschuk

Favorit des amtierenden Bürgermeisters Königsbergs errang auf Anhieb absolute Mehrheit

Von Jurij Tschernyschew

Die Russische Föderation liegt in elf Zeitzonen. So begann die Wahl in Tschukotka im Osten nach Moskauer Zeit am 1. Dezember um 23 Uhr und endete in Königsberg im Westen nach genannter Moskauer Zeit am 2. Dezember um 21 Uhr.

Gleich nach der Öffnung der Wahllokale um 8 Uhr Ortszeit strömten die Wähler hinein. Schon vorher hatten sich Gruppen von Wartenden im Pensionsalter vor den Türen der Schulen gesammelt, in denen – ähnlich wie bei uns – die Wahllokale traditionell eingerichtet werden.

Dieses Mal hatte sich die Gebiets- und die Stadtwahlkommission gemeinsam mit der Regierung eine Reihe angenehmer Überraschungen für die Wähler ausgedacht. Am Wahltag war die Nutzung aller öffentlichen Verkehrsmittel – sowohl der städtischen als auch der privaten – kostenlos. In den großen Supermärkten wurden Lebensmittel mit einem Nachlaß von 10 bis 15 Prozent verkauft, in einigen Läden gab es sogar 30 Prozent Rabatt. In den Wahllokalen wurde neben Buffets auch Mittagstisch zu niedrigen Preisen angeboten. Zum Beispiel kostete eine Tasse Kaffee oder Tee sechs Rubel (nicht einmal 17 Cent); der übliche Preis ist 30 Rubel. Auf den Plätzen im Zentrum Königsbergs waren Feldküchen eingerichtet. Dort versammelten sich viele, um Buchweizengrütze zu probieren.

Das gute Wetter am Morgen sorgte dafür, daß sich gegen Mittag an den Wahllokalen Schlangen bildeten. Die Wahlbeteiligung war mit 60 Prozent die höchste der vergangenen zehn Jahre. Einer der Gründe für die Aktivität der Wähler liegt in dem Aufruf Präsident Wladimir Putins, zur Wahl zu gehen. Da die Frau des Präsidenten Königsbergerin ist, widmet er der Stadt viel Aufmerksamkeit. Viele der Umgestaltungen der letzten Zeit in der Pregelmetropole sind sein Verdienst.

Laut Angaben der Wahlkommission nach Abschluß der Auszählung erhielt die Partei des Präsidenten, „Einiges Rußland“, im Königsberger Gebiet mit 57,38 Prozent der Stimmen die absolute Mehrheit. Auf die Kommunistische Partei entfielen 13,8 Prozent, auf die „Liberaldemokratische Partei Rußlands“ (LDPR) 10,17 Prozent und auf „Gerechtes Rußland“ 8,17 Prozent. Diese vier Parteien sind in der Staatsduma vertreten, alle anderen Parteien hatten weniger als drei Prozent der Stimmen.



Wähler müssen warten: Wie hier ging es aufgrund der ungewöhnlich hohen Wahlbeteiligung von 60 Prozent in vielen Wahllokalen des Königsberger Gebietes zu. Foto: Tschernyschew

Wenn man die Königsberger Ergebnisse mit den gesamtrussischen vergleicht, so ergeben sich einige Unterschiede: Im Königsberger Gebiet stimmten für „Einiges Rußland“ sieben Prozentpunkte weniger, und doch ist das noch viel mehr als bei der vorangegangenen Wahl. Die übrigen drei Parteien, die in die Staatsduma einzogen, haben dagegen nur wenig mehr als in Gesamtrußland: die Kommunisten zwei Prozentpunkte, die LDPR fast zwei Prozentpunkte und „Gerechtes Rußland“ fast einen halben Prozentpunkt. In den Wahllokalen des Pillauer und Moskauer Rajons, in denen überwiegend Arbeiter und Menschen mit niedrigem Einkommen leben, kamen die Kommunisten auf 22 bis 25 Prozent.

Über die Regionalliste der Partei „Einiges Rußland“ gelang dem Gouverneur Georgij Boos und dem Noch-Bürgermeister von Königsberg, Jurij Sawenko, der Einzug in die Staatsduma.

Bei der Bürgermeisterwahl für die ostpreußische Hauptstadt siegte unerwartet bereits im ersten Wahlgang der derzeitige Vorsitzende des Stadtrats Alexander Jaroschuk mit der absoluten Mehrheit der Stimmen. Das war sowohl für die Analytiker und Politologen, aber, wie es scheint, auch für ihn selbst eine Überraschung – zumindest wirkte es bei seinem Auftritt bei der Wahlversammlung am 3. Dezember so. Die Überraschung ist um so größer, als es immerhin sechs Anwärter auf das Bürgermeisteramt gab, drei Abgeordnete des Bezirkrats und drei Abgeordnete der Gebietsduma. Wäre es nach den vorausgegangenen Meinungsumfragen und den Voraussagen der Wahlanalytiker gegangen, hätte es eine zweite Wahlrunde geben müssen, in der es zur Stichwahl zwischen Alexander Jaroschuk und dem ehemaligen Vorsitzenden Jewgenij Gan gekommen wäre. Letzterer jedoch hatte wie auch die anderen unterlegenen Kandidaten einen äußerst passiven Wahlkampf geführt. Alexander Jaroschuk hingegen hatte einen äußerst aktiven Wahlkampf ausgetragen. Das begann mit einigen unerwarteten Überraschungen für die Königsbergerinnen. Zum Muttertag hatte er Blumen verschenkt, die ein Stab von Wahlhelfern an den Haustüren der Wohnungen verteilten. Doch auch das starke Geschlecht war nicht leer ausgegangen. Seine Vertreter bekamen einen großen Wandkalender für 2008. Alle Presseorgane berichteten ausführlich über diese Aktionen. Schwer zu quantifizieren ist der Einfluß des bisherigen Amtsinhabers Jurij Sawenko, der in einem Brief an die Wähler um Unterstützung für Alexander Jaroschuk gebeten hatte.



Der Sieger: Alexander Jaroschuk, der 42jährige Unternehmer aus Königsberg, wird in rund zwei Wochen das Amt des Bürgermeisters übernehmen. Nach Abschluß der Militärakademie diente er bis Anfang der 90er Jahre in der Armee. Seit 1993 ist er im Baumaterialgewerbe selbständig; mit deutscher Beteiligung der „Wand & Boden GmbH“ betreibt er 15 Baumärkte im Königsberger Gebiet. Als Vertreter der Regierungspartei „Einiges Rußland“ gilt er als Garant für die Durchsetzung der Moskauer Direktiven im Königsberger Gebiet.

In concreto fiel das Ergebnis der Bürgermeisterwahl folgendermaßen aus: Alexander Jaroschuk erhielt 52 Prozent der Stimmen, Jewgenij Gan 16,8 Prozent, Vitautas Lopata 11,55 Prozent, Igor Rewin 9,83 Prozent und Walerij Selesnjew 3,71 Prozent. Und der größte „Kämpfer für ehrliche Wahlen“, dessen Initiative über die Staatsduma Wladimir Nikitin von der Wahlliste gefegt hatte, Sergej Karpuschenko, erhielt nur 2,36 Prozent der Stimmen. Auf dieselbe Weise hatte er versucht, Jewgenij Gan von der Wahlliste zu streichen, doch im letzten Moment hatte er seine Beschwerde bei Gericht zurückgezogen. Die Wähler „belohnten“ seine „Heldentaten“ und er sah sich als Außenseiter der Wahl, obwohl er ein anderes Ergebnis erwartet hatte.

Am 3. Dezember feierte „Einiges Rußland“ gemeinsam mit der Jugendorganisation „Junge Garde“ auf dem Siegesplatz (Hansaplatz) den Sieg. Kein Geringerer als der Leiter der Gebietswahlkommission, Sergej Lunew, verkündete den Versammlungsteilnehmern das Wahlergebnis. Danach traten Alexander Jaroschuk und der derzeitige Königsberger Bürgermeister Jurij Sawenko auf. Man dankte den Wählern für die erwiesene Unterstützung und versicherte den Königsbergern, daß man ihr Vertrauen zu schätzen wisse. Zum Abschluß gab es ein grandioses Konzert.

Neuer Fährplan zur Nehrung

Seit dem 1. Dezember verkehrt die Fähre zwischen Pillau und der Kurischen Nehrung sechsmal täglich, statt wie bisher fünfmal. Der Fahrplan wurde auf vielfachen Wunsch der Nehrungsbewohner entsprechend geändert. Die Fähre legt zu folgenden Zeiten in Pillau ab: 7.30 Uhr, 10 Uhr, 14 Uhr, 16 Uhr (das ist die neue Überfahrt), 18 Uhr und 20 Uhr. Laut der Pillauer Stadtverwaltung sollen für den Sommerfahrplan noch weitere Zeiten angeboten werden, insgesamt bis zu neun Fahrten täglich. *MRK*

Pfadfinder fuhren nach Passenheim

Der Stamm Bassenheim aus Rheinland-Pfalz besuchte die Partnerstadt in Masuren

Von Lennard Berghoff und Nina Ketzner

Daß die Bassenheimer Pfadfinder jedes Jahr ins Sommerlager fahren, ist inzwischen schon eine gute Tradition. Nach den vielen interessanten Zielen, die sie in den vergangen Jahren besucht hatten, erhielten sie die Anregung ihres Bürgermeisters Jürgen Häfner, dieses Jahr die Partnerstadt Passenheim im Kreis Ortelsburg als Ziel auszuwählen. Eine entsprechende Einladung an Bassenheimer Jugendliche lag schon aus der Zeit des Weltjugendtages 2005 vor, als die Passenheimer Gäste aus der Region im Ort hatten.

Republik Polen – ist zunächst einmal ein außergewöhnliches Ziel für die Jugendlichen, da sie meist nur die südlichen Staaten kennen wie Spanien, Frankreich, Italien oder Griechenland. Wer erzählt schon, daß er in der Republik Polen in Urlaub war? So zunächst die Reaktion der Jugendlichen, „das ist doch uncool“. Schlimmer noch die Reaktion der Eltern, die bei der Sicherheit der Jugendlichen und der fehlenden Infrastruktur ihre Bedenken äußerten sowie die Entfernung von 1300 Kilometer als zu groß beurteilten.

Nachdem zwei Gruppenleiter im Februar einen Besuch in Passenheim gemacht hatten, stand für sie fest, daß ihr Stamm dort sehr gut aufgehoben sein würde und die Bedenken doch eher unbegründet seien. Die Pfadfinder bildeten ein Organisationsteam und trafen alle Vorbereitungen für die Durchführung des Sommerlagers, welches diesmal ganz anders werden sollte – mit deutsch-polnischer Begegnung. Anders als sonst beschäftigten sich die Bassenheimer Pfadfinder diesmal sehr intensiv mit ihrem Ziel und dessen Geschichte. Es wurde ein Heft für die Teilnehmer erstellt mit allen wichtigen Informationen – über Masuren, die dortige Währung, die Partnerschaft Bassenheim–Passenheim. Ein kleiner Sprachführer gehörte auch dazu, Seiten mit Spielen, Rätseln und Unterhaltung sowie Platz für Steckbriefe der neu zu gewinnenden Freunde. Eine Person ließ sich sogar auf das Wagnis eines polnischen Sprachkurses ein, was bei den Gastgebern später sehr gut ankam. Ein Trupp von vier Personen startete schon eine Woche früher nach Passenheim, um die letzten Vorbereitungen und Absprachen vor Ort zu tätigen.

Fortsetzung auf Seite 16

Pfadfinder fuhren nach Passenheim

Fortsetzung von Seite 15

Das eigentliche Lager begann für die meisten mit dem Ordnen, Verpacken, und Einladen der Zelte, Spiele und Küchenmaterialien. Der Bus startete am darauffolgenden Tag. Die Reisenden wurden mit dem Segen des Pfarrers und den besten Grüßen des Bürgermeisters verabschiedet. Mit an Bord hatten sie viele Briefe und Grüße von Bassenheimern, die Kontakte aus den vergangenen Begegnungen pflegen. Nach langer Busfahrt in Passenheim angekommen, gab es erst einmal etwas Warmes zu essen. Dann wurde das Lager, sprich Zelte und ein Bannermast, schnell aufgebaut, und alle waren froh an diesem Abend, ins Bett oder besser in den Schlafsack zu kommen, da sie über Nacht gefahren waren. Passenheims Bürgermeister Bernhard Mius, das Organisationsteam und die polnischen Kinder- und Jugendlichen begrüßten die deutsche Gruppe am nächsten Tag sehr herzlich, die erste Begegnung und das gegenseitige Kennenlernen wurden durch einige sportliche Großgruppenspiele ganz gut umgesetzt, so daß die Pfadfinder die beste Vorraussetzung hatten, gemeinsam zwei Wochen aktiv sein zu können. Sie haben die nähere und weitere Umgebung kennengelernt und sich während der Busfahrten mit den polnischen Jugendlichen ausgetauscht.

So ging es an einem Tag auf die Marienburg, die größte Backsteinburg der Welt. Das war für die Bassenheimer besonders interessant, da die Burg durch den Deutschen Orden erbaut worden ist, dessen erster Hochmeister Heinrich I. Walpot von Bassenheim 1198 bis 1200 war. Dessen Bild entdeckten die Bassenheimer Pfadfindern denn auch auf der Burg. Zu Ehren eines weiteren Bassenheimers, nämlich des Komturs des Deutschen Ordens Siegfried Walpot von Bassenheim, durch den die erste Stadt in Masuren gegründet wurde, erhielt eben diese Stadt den Namen „Bassenheim“, aus dem erst später „Passenheim“ wurde.

Aber auch die neuere Geschichte kam nicht zu kurz: Ein Tag wurde in Adolf Hitlers Wolfsschanze verbracht. Wegen der anschaulichen Erklärungen der Fremdenführerin konnten sich die Pfadfinder ein gutes Bild machen, wie es zum Ende des Krieges dort ausgesehen haben muß.

Die Pfadfinder unternahmen auch zwei Stadtbesuche: einen ins nahe gelegene Allenstein und einen nach Danzig, wo die Kinder in Kleingruppen die Städte inspizieren konnten. Da in Allenstein Kopernikus lebte und wirkte, durfte ein Besuch im örtlichen Planetarium und auf der Burg natürlich nicht fehlen. Neben den Sehenswürdigkeiten standen auf dem Programm auch sportliche Aktivitäten wie Kanufahren, Radfahren, und das Wandern kam auch nicht zu kurz. So gab es einige kleine Wanderungen in die nähere Umgebung, und es wurden einige Zweitagestouren durch die wunderschöne Landschaft der masurischen Seenplatte unternommen. Auch eine Nachtwanderung und Geländespiele standen auf dem Programm und waren bei den Kindern sehr beliebt.

Die Bassenheimer waren auch pfadfinderisch aktiv. An zwei Tagen haben sie auf dem alten evangelischen, deutschen Friedhof von Passenheim, der total zugewuchert war, Wege und Gräber gesäubert und manche Kulturdenkmäler erst wieder zum Vorschein gebracht, da sie von der Natur vollkommen in Beschlag genommen worden waren. Dies soll ein Symbol sein, das die Deutschen mit der Gemeinde verbindet, verbunden mit der Hoffnung, daß die Gemeinde Passenheim diesen Friedhof weiter pflegt und er nicht wieder zuwächst.

Zu einem Zeltlager der Pfadfinder gehört auch der sonntägliche Meßbesuch. An dem ersten Sonntag nahmen die Pfadfinder an der Messe in Passenheim teil, an deren Gestaltung sie sich auch beteiligten. Und am zweiten Sonntag luden sie die Gemeinde zu einem ökumenischen Lagergottesdienst ein. Hierfür wurden provisorisch ein Altar und ein Kreuz errichtet. Während des Gottesdienstes schenkten die Deutschen den am Lagergottesdienst beteiligten örtlichen Pfarrern einen Klassensatz polnischer Kinderbibeln, welche „Kirche in Not“ zur Verfügung gestellt hatte.

Ein bißchen Aufregung gab es im Lager auch. Ein Hubschrauber machte so viel Wind, daß es den Pfadfindern ein paar Zelte wegwehte. Zum Glück gab es einen netten Schuster in Passenheim, der schnell ein paar Reperaturen ausführte, so daß alle Zelte wieder aufgestellt werden konnten.

Der Höhepunkt war das Abschiedsfest mit den polnischen Jugendlichen, an dem es ein über offenem Feuer gegrilltes Schwein mit anderen guten gegrillten Leckereien gab, das bei lustiger Livemusik von allen mit Freude verspeist wurde.

So haben die Bassenheimer Pfadfinder zwei interessante Wochen in ihrer Partnerstadt Passenheim verbracht – aber als sie dann die Heimreise antraten, waren doch alle froh, bald wieder zu Hause zu sein.

Weitere Informationen über diese und weitere Fahrten erteilt gerne: Deutsche Pfadfinderschaft Sankt Georg, Stamm Bassenheim, Walpotplatz 11, 56220 Bassenheim, E-Mail: stamm@pfadfinder-bassenheim.de



Die Leiterin des Adventsseminars der Ostpreußischen Familie mit je einem ihrer Referenten zur rechten und zur linken: Karlheinz Mose, Ruth Geede und Klaus D. Voss (von links nach rechts) Foto: privat

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
noch immer klingen die Tage in Bad Pyrmont in mir nach, und so wird es auch anderen Teilnehmern des Adventsseminars der Ostpreußischen Familie, das am letzten Novemberwochenende im Ostheim stattfand, ergehen. Noch nie habe ich es so bewußt empfunden, daß wir wirklich eine ganz besondere „Familie“ sind, und auch diejenigen, deren Geburts- oder Elternheimat nicht Ostpreußen ist, haben sich in diesen Kreis eingefügt und es auch bekundet. Wenn ich sagen soll, warum die Verbundenheit diesmal so spürbar war, müßte ich viele Gründe nennen, die von dem großen Interesse an dem Hauptthema „Flucht und Vertreibung“ und dem damit verbundenen eigenen Erleben bis zum gemeinschaftlichen Verarbeiten der noch immer nicht bewältigten Probleme reicht. „Du sollst nicht allein sein!“ war einmal das Leitmotiv, als das *Ostpreußenblatt* vor nunmehr 37 Jahren die Rubrik „Die Ostpreußische Familie“ schuf. Es hat seine Bedeutung im Laufe der Jahrzehnte nicht verloren, sondern im Gegenteil verstärkt und in diesem Seminar seine sichtbare Bestätigung gezeigt.

Das ist um so erfreulicher, als die Realisierung dieser Veranstaltung doch erst nach einigen Schwierigkeiten ermöglicht wurde. Geplant war ursprünglich ein Symposium, das nach der Ausstrahlung des TV-Films „Die Flucht“ aufgrund der regen Leserreaktion spontan konzipiert wurde. Leider konnte der kurzfristig angesetzte September-Termin aus verschiedenen Gründen nicht eingehalten werden, so daß eine Verschiebung der Veranstaltung auf den Februar 2008 erfolgte. Diese Planung besteht auch weiterhin, der neue Termin wird rechtzeitig in unserer Zeitung bekanntgegeben. Das Symposium wird die Palette der TV-Verfilmungen zu dem Thema „Flucht und Vertreibung“ auf der Basis des Spielfilms „Die Flucht“ breit auffächern, daher ist es nach wie vor auf vier Tage angesetzt. Daß die überwältigende Reaktion – nicht nur der Vertriebenen – auf diesen Film noch lange nicht verebbt ist, beweist die Tatsache, daß „Die Flucht“ als bester TV-Spielfilm des Jahres gerade den „Publikums-Bambi“ erhalten hat.

Nun bot sich aber für die „Ostpreußische Familie“ die Möglichkeit, Ende November ein Wochenend-Seminar zu veranstalten mit der Vorgabe, auf diesem das Thema „Flucht und Vertreibung“ in den Mittelpunkt zu stellen. Zuerst stand natürlich die Frage im Raum: Ist es überhaupt möglich, zwei Veranstaltungen unter diesem Themendach zu realisieren, ohne daß es Überschneidungen oder Wiederholungen gibt? Sie konnte schnell gelöst werden, da wir ja das Seminarprogramm auf der Basis unserer bisher geleisteten und aktuellen Zeitungsarbeit aufstellen konnten. Wir wollten ein Spiegelbild unserer Schicksalsgemeinschaft bieten, das in solch einer Breite und Intensität auf dem Symposium nicht zu realisieren gewesen wäre. Und ich glaube, das ist uns auch gelungen, wie uns der Teilnehmerkreis bestätigte.

Schon am ersten Seminarabend, an dem ich meine Flucht als erwachsene Frau aus Königsberg über See schilderte – als Zeitzeugin und Schriftstellerin – durfte ich die Anteilnahme spüren, die mir die Zuhörer entgegenbrachten. Die verdichtete sich am nächsten Tag, als die TV-Dokumentation „Die Flucht der Frauen“ gezeigt wurde, in der unsere Mitarbeiterin Anita Motzkus beim Besuch ihres Elternhauses in Schönlinde, Kreis Gerdauen die Zuschauer in ihre Kinderheimat führt, die nur kurz eine glückliche war, denn die Fünfjährige wurde zum „Wolfskind“ und mußte für sich und die kleine Schwester um das nackte Überleben kämpfen. Hatte schon bei der Sendung der Dokumentation dieses Schicksal viele Leserinnen und Leser berührt, wie wir aus den spontanen Zuschriften entnehmen konnten, so wurde nun nach der Filmpräsentation im Ostheim im Gespräch mit Anita Motzkus dieses Mitfühlen sicht- und spürbar. Es war eine sehr bewegende Stunde, die starke Emotionen weckte. Die noch deutlicher wurden bei der Lesung „Flüchtlingsschicksale in der Literatur“. Für diese hätten wir keinen besseren Interpreten als den Schauspieler Herbert Tennigkeit finden können, Ostpreuße von Geburt und ein bekennender dazu. Es war ein Glück, daß sein Terminkalender dieses letzte Novemberwochenende frei gab. Wir hatten gemeinsam die Beiträge ostpreußischer Dichter und Schriftsteller ausgewählt, die Flucht und Vertreibung in Lyrik und Prosa zum Inhalt haben, und wohl eine gute Wahl getroffen, denn es wurde eine – für die meisten Teilnehmer in diesem Seminarrahmen kaum erwartete – Sternstunde ostdeutscher Literatur. Die mit dem Gedicht „Wagen an Wagen“ von Agnes Miegel begann und mit ihrem „Weihnachten des Flüchtlingskindes“ endete. Bewegend erzählt wie aufgenommen die Erzählungen von Arno Surminski „Der Schrecken hat viele Namen“ und „Die Mutter“, „Das Wiedersehen“ von Hansgeorg Buchholtz, „Die Mutter und das Marjellchen“ von Tamara Ehlert. Und dann, aus der Sicht eines Dichters aus einer anderen Welt, die Verse des chilenischen Nobelpreisträgers Pablo Neruda „Ruinen am Meer“, die er nach einem Besuch des zerstörten Danzig schrieb.

Die ostpreußische Familie

Ruth Geede Foto: privat

Behutsam führte dann Herbert Tennigkeit zu späterer Stunde mit der liebevollen Erinnerung an seine Kinderweihnacht an der Memel in den „Ostpreußischen Adventsabend“ über, den wir gemeinsam gestalteten, zu dem die Schriftstellerin Elisabeth Krahn ihre Erzählung „Weihnachten im Oberland“ beitrug und den unser stets kooperativer Landsmann Alfred Bendzuck musikalisch umrahmte. Und wir sangen uns mit altbekannten – auch heimatlichen – Adventsliedern in die Vorweihnacht hinein auf diesem – wie immer auf unseren Familien-Seminaren – liebevoll vom Ehepaar Winkler gestalteten Abend, wobei ich nicht versäumen will, Herrn Ralph Winkler Dank zu sagen für den reibungslosen und so harmonischen gesamten Ablauf des Seminars.

In den sich auch mein Beitrag über „Flucht und Vertreibung im Spiegel der Rubrik Ostpreußische Familie“ einfügte, mit dem ich aufgrund von besonders schwerwiegenden Schicksalen, die durch unsere Leserschaft aufgeklärt wurden, die Bedeutung unserer Arbeit aufzeigen und damit auch meinen Dank an deren unermüdliche Hilfsbereitschaft abstatten wollte. Was mir wohl gelungen ist, wie die rege Aussprache bewies, bei der auch von den Teilnehmenden eigene Erlebnisse eingebracht wurden. Die in Gesprächen auch außerhalb der Seminarstunden fortgeführt wurden, wobei es eine typische „Familien“-Überraschung gab: Zwei aus Labiau stammende Teilnehmerinnen fanden sich in der gemeinsamen Erinnerung, sie hatten in ihrer Heimatstadt fast Tür an Tür gewohnt.

Was unsere Kolumne für die *PAZ / Das Ostpreußenblatt* bedeutet, belegte am Sonntag Chefredakteur Klaus D. Voss in seiner Dokumentation über die Entwicklung unserer Zeitung von ihrer Geburtsstunde im Jahr 1950 an bis heute. Schon die erste Ausgabe zeigte eine Flüchtlingsfrau aus dem Samland mit ihrem Kind – damals füllten die Suchanzeigen den größten Teil des noch jungen Presseorgans, das für viele Vertriebene zur Brücke wurde, über die man wieder zueinander fand. Was engagierte Medienarbeit auch oder gerade heute bedeutet, veranschaulichte Chefredakteur Voss in seinem Lichtbildervortrag, der zu einer lebhaften Diskussion führte, in der immer wieder Zustimmung zu unserer Zeitung aufkam. Der Hamburger Journalist und TV-Kritiker Karlheinz Mose intensivierte mit einem spontanen Beitrag die Verdeutlichung der Bedeutung der Pressearbeit für die Vermißtensuche, indem er einen authentischen Bericht über die Aktion „Suchkind“ der „Hörzu“ gab, die in den 50er Jahren ganz Deutschland bewegte. Karlheinz Mose war damals Redakteur und engster Mitarbeiter des Chefredakteurs Eduard Rein und konnte so authentisch berichten, wie die Aktion, die zuerst „Sorgenkind“ hieß, mit dem Roman „Suchkind 312“ entstand, der in der in der „Hörzu“ weit über 200 Folgen erreichte und auch als Buch ein Bestseller wurde: durch eine Begegnung von Eberhard Rein mit einer im Verlagsgebäude tätigen Putzfrau aus Ostpreußen, die über ihr verlorenes Kind weinte, das sie bis dahin vergeblich suchte – und später fand! Als Kinofilm – mit Paul Klinger und Inge Egger in den Hauptrollen – erreichte das Thema damals ein breites Publikum. Durch die erneute Verfilmung mit Christine Neubauer erhielt das durch „Die Flucht“ geweckte Zuschauerinteresse eine flankierende Bedeutung, die sich durch weitere Sendungen über Vertriebenenschicksale noch verstärken wird. Wir dürfen gespannt auf das Symposium sein, für das unser Seminar eine gute Vorarbeit geleistet hat: 80 Prozent der Teilnehmer wollen wiederkommen! Das, glaube ich, sagt mehr als alle Worte.

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Wir gratulieren ...



ZUM 101. GEBURTSTAG

Dilba, Emmi, geb. **Bansemir**, aus Sköpen, Kreis Elchniederung, jetzt Am Soesmenfeld 48, 25541 Brunsbüttel, am 15. Dezember

Wittkowski, Emma, geb. **Kaminski**, aus Groß Dankheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Altbauhof 23, 17159 Dagur, am 15. Dezember

ZUM 100. GEBURTSTAG

Ziegner, Maria-Angel von, geb. **von Bülow**, aus Hartigswalde, Kreis Neidenburg, jetzt Max-Born-Ring 34, 37077 Göttingen, am 10. Dezember

ZUM 99. GEBURTSTAG

Hamann, Lisbeth, geb. **Groth**, aus Pobethen, Kreis Samland, jetzt Rotdornweg 4, 38559 Wagenhoff, am 10. Dezember

Weinreich, Erich, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Siebengebirgsallee 37, 50939 Köln, am 11. Dezember

ZUM 97. GEBURTSTAG

Annuß, Emil, aus Seenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Goethestraße 22, 08107 Kirchberg, am 16. Dezember

ZUM 96. GEBURTSTAG

Geermann, Auguste, geb. **Pidun**, aus Maldanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Westbergstraße 9, 38162 Cremlingen, am 13. Dezember

Malek, Hermann, aus Schwengels, Kreis Heiligenbeil, jetzt Untergasse 41, 34626 Neukirchen / Knüll, am 12. Dezember

Steffen, Gertrud, geb. **Teubner**, aus Kelchendorf, Kreis Lyck, jetzt Nansenstraße 10, c / o M. Dittebrandt, 95615 Marktredwitz, am 15. Dezember

ZUM 95. GEBURTSTAG

Frontzek, Berta, geb. **Sowa**, aus Lyck, Lycker Garten 80, jetzt Pommernweg 11, 27432 Alfstedt, am 12. Dezember

Lutz, Meta, geb. **Koske**, verw. Falk, aus Weinsdorf, Kreis Mohrungen, jetzt Am Kibitzberg 22, 27404 Gyhum, am 16. Dezember

ZUM 94. GEBURTSTAG

Henseleit, Grete, geb. **Schlosser**, aus Betzingen, Kreis Schloßberg, sowie Ellern, Kreis Goldap, und Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Agnes-Miegel-Straße 32, 30826 Garbsen, am 14. Dezember

Schmolke, Luzia, geb. **Zekorn**, aus Grammen, Kreis Ortelsburg, jetzt Armstrongstraße 35, 06449 Aschersleben, am 12. Dezember

ZUM 93. GEBURTSTAG

Bartolomeiczik, Ernst, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Im Winkel 6, 31582 Nienburg, am 13. Dezember

Kasprzick, Herta, geb. **Dams**, aus Grünwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Emminghausen 100, 42929 Wermelskirchen, am 13. Dezember

Makarowski, Klaus, aus Lyck, jetzt Kantstraße 13, 29439 Lüchow, am 12. Dezember

ZUM 92. GEBURTSTAG

Biella, Erna, geb. **Kruska**, aus Ulrichsee, Kreis Ortelsburg, jetzt Flachsblütenweg 14, 34346 Hann.-Münden, am 16. Dezember

Sorodyl, Erika, geb. **Mohldehn**, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Alte Bahnhofstraße 101, 44892 Bochum, am 16. Dezember

ZUM 91. GEBURTSTAG

Böttcher, Christa, aus Wolfsberg, Kreis Elchniederung, jetzt Zum Lietzberg 13, 29553 Bienenbüttel, am 15. Dezember

Bongard, Christel, geb. **Korgita**, aus Darienen, Kreis Samland, jetzt Auf der Hurt 2, 55483 Lantzenhausen, am 15. Dezember

Gladow, Elly, geb. **Mehldorn**, aus Föhrenhorst, Kreis Ebenrode, jetzt Zehdenickestraße 2, 17279 Lychen, am 13. Dezember

Klammer, Albert, aus Tapiau, Altstraße, Kreis Wehlau, jetzt Henriette-Fürth-Straße 30, 60529 Frankfurt, am 10. Dezember

Schlass, Georg, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Im Grengel 8, 51766 Engelskirchen, am 15. Dezember

Stanzick, Bruno, aus Antonswiese, Kreis Elchniederung, jetzt Überfelder Straße 7, 42781 Haan, am 15. Dezember

ZUM 90. GEBURTSTAG

Bernotat, Gertrud, geb. **Zimmermann**, aus Bredauen, Kreis Ebenrode, jetzt Engestraße 88, 49356 Diepholz, am 6. Dezember

Braun, Herta, geb. **Dannappel**, aus Kalkhöfen, Kreis Ebenrode, jetzt Hausstockweg 57, 12107 Berlin

Collmann, Helene, geb. **Jonath**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Wallster Weg 44, 26603 Aurich, am 13. Dezember

Neumann, Edith, aus Königsberg, Lit. Wall 62, jetzt Brunntalstraße 11, 82467 Garmisch-Partenkirchen, am 16. Dezember

Nolte, Martha, geb. **Powierski**, aus Fröhlichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt H.-H.-Meier-Allee 64, 28213 Bremen, am 13. Dezember

Reichardt, Elfriede, geb. **Fortak**, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt H.-Drake-Siedlung 6, 32107 Bad Salzuflen, am 16. Dezember

Rüter, Heinrich, aus Weidicken, Kreis Lötzen, jetzt Schützenstraße 56, 24626 Groß Kummerfeld, am 16. Dezember

Sawicki, Helene, aus Kalgendorf, Kreis Lyck, jetzt Juchaczstraße 3, 59555 Lippstadt, am 14. Dezember

Szonn, Paul, aus Hohensprindt, Kreis Elchniederung, jetzt Oln Esch 4, 25725 Schafstedt, am 13. Dezember

Weyand, Gertrud, geb. **Schneidereit**, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Am Stadtpfad 7, 65760 Eschborn, am 11. Dezember

Zaborowski, Hildegard von, aus Memel und Süderspitze, Kreis Gumbinnen, jetzt Am Königreich 32, 82467 Garmisch-Partenkirchen, am 16. Dezember

ZUM 85. GEBURTSTAG

Bondzau, Max, aus Rhein, jetzt Lützenkirchenstraße 177 a, 51381 Leverkusen, am 12. Dezember

Fork, Walter, aus Schwanis, Kreis Heiligenbeil, jetzt Oppelner Straße 6, 38440 Wolfsburg, am 12. Dezember

Göritz, Christa, aus Neuschleuse, Kreis Elchniederung, jetzt Harmsstraße 104-122, Kieler Stadtkloster, 24114 Kiel, am 15. Dezember

Goetzke, Werner, aus Grünberg, Kreis Elchniederung, jetzt Labandstraße 16, 44328 Dortmund, am 15. Dezember

Hermann, Erna, geb. **Nolde**, aus Groß Michelau, Kreis Wehlau, und Steinkirch, Kreis Schloßberg, jetzt Schildhornstraße 99, 12163 Berlin, am 8. Dezember

Jogmin, Erich, aus Dannenberg, Kreis Elchniederung, jetzt Immenbecker Moorweg 30, 21614 Buxtehude, am 10. Dezember

Jung, Katharina, geb. **Hillbrunner**, aus Deumenrode, Kreis Lyck, jetzt Am Mariental 2, 29386 Hankensbüttel, am 12. Dezember

Kilimann, Alfred, aus Ortelsburg, jetzt Lehenstraße 31, 45891 Gelsenkirchen, am 11. Dezember

Knorr, Helene, geb. **Szesny**, aus Kielen, Kreis Lyck, jetzt Kurzer Anger 56, 31139 Hildesheim, am 12. Dezember

Kölle, Elsa, geb. **Hönicke**, aus Königsberg, Hans-Sagan-Straße 104, jetzt Auf der Geest 16, 21514 Büchen, am 3. Dezember

Lengler, Marga, geb. **Ciesla**, aus Höhenwerder, Kreis Ortelsburg, jetzt Wilhelmshavener Straße 62, 65933 Frankfurt, am 11. Dezember

Nieber, Werner, aus Grabnicken, Kreis Lyck, jetzt OT Höffen, Mailahn 1, 53797 Lohmar, am 13. Dezember

Palaschewsky, Herbert, aus Richau, Kreis Wehlau, jetzt Weichselstraße 4, 28237 Bremen, am 14. Dezember

Pauleit, Erika, geb. **Tomoschat**, aus Neusorge H., Kreis Elchniederung, jetzt Homarstraße 48, 51107 Köln, am 11. Dezember

Petersmann, Hedwig, geb. **Suchodolski**, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Marienburger Straße 63, 32339 Espelkamp, am 16. Dezember

Podehl, Elisabeth, geb. **Bandilla**, aus Milussen, Kreis Lyck, jetzt Siedlerkamp 4, 38126 Braunschweig, am 10. Dezember

Pudlas, Reinhard, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Diestelkamp 17, 24340 Eckernförde, am 11. Dezember

Seifert, Elisabeth, geb. **Birnbacher**, aus Bredauen, Kreis Ebenrode, jetzt Mönchswalderstraße 20, 02681 Kirschau, am 10. Dezember

Spandöck, Dietrich, aus Langehnen, Kreis Samland, jetzt Jacob-Kneip-Straße 39, 40595 Düsseldorf, am 14. Dezember

Tennert, Herta, geb. **Kullack**, aus dem Kreis Lötzen, jetzt Wiesenweg 10, 23669 Timmendorfer Strand, am 10. Dezember

ZUM 80. GEBURTSTAG

Beier, Christel, aus Rohmann, Kreis Lötzen, jetzt Hügelheimer Weg 13, 79114 Freiburg, am 16. Dezember

Brockmann, Ursel, geb. **Brandstäter**, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt Theodor-Storm-Straße 2, 29640 Schneverdingen, am 15. Dezember

Buttgereit, Günther, aus Ellerbach, Kreis Ebenrode, jetzt Vater-Jahn-Straße 111, 06682 Trebnitz, am 12. Dezember

Ceranski, Kurt, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Straße der Freundschaft 44, 06809 Petersroda, am 16. Dezember

Godlinski, Helmut, aus Kyschienen, Kreis Neidenburg, jetzt Achterkamp 6, 29386 Hankensbüttel, am 16. Dezember

Heinecker, Lotte, aus Lötzen, jetzt Theodor-Wiedemann-Straße 53, 86161 Augsburg, am 9. Dezember

Katzmann, Anneliese, geb. **Brackmann**, aus Neuendorf, Kreis Wehlau, jetzt Neumarkt 39, 49477 Ibbenbüren, am 11. Dezember

Kießling, Irmgard, geb. **Borawski**, aus Ehrenwalde, Kreis Lyck, jetzt Feldstraße 15, 07950 Triebes, am 11. Dezember

Kloth, Hildegard, geb. **Hermann**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Mariendorfer Damm, 12107 Berlin, am 11. Dezember

Kummbier, Margarete, geb. **Neumann**, aus Eiserwagen, Kreis Wehlau, jetzt Neufelder Straße 4, 47906 Kempen, am 16. Dezember

Malinka, Paul, aus Woinassen, Kreis Treuburg, jetzt Salzstraße 7, 59597 Bad Westernkotten, am 14. Dezember

Patschorke, Erika, geb. **Neubert**, aus Dankfelde, Kreis Lötzen, jetzt Sterkenkamp 10, 58640 Iserlohn, am 12. Dezember

Raabe, Georg, aus Wehlau, Krumme Grube, jetzt Wörrstädter Straße 19, 55283 Nierstein, am 15. Dezember

Sahmel, Irmgard, aus Neufelde, Kreis Elchniederung, jetzt Dorfstraße 13, 38871 Darlingerode, am 13. Dezember

Subkus, Wilhelm, aus Sonnenmoor, Kreis Ebenrode, jetzt Eichenweg 3, 19065 Raben-Steinfeld, am 11. Dezember

Tanski, Hildegard, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Stettiner Straße 8, 71254 Ditzingen, am 15. Dezember

Wenzel, Lydia, geb. **Mielke**, aus Groß Borken, Kreis Ortelsburg, jetzt Herderstraße 14, 17489 Greifswald, am 16. Dezember

Wisbar, Hans, aus Amtal, Kreis Elchniederung, jetzt Brunshoopweg 6, 27412 Hepstedt, am 13. Dezember

Wohlgemut, Margarete, geb. **Herrnfeld**, aus Lötzen, jetzt Diekswürden 7, 28357 Bremen, am 16. Dezember

Wold, Charlotte, geb. **Kadschun**, aus Seekampen, Kreis Ebenrode, jetzt Ückendorfer Straße 109, 45886 Gelsenkirchen, am 12. Dezember



Backhaus, Ernst, und Frau Dorothea, geb. **Trynoga**, aus Allenburg, Kreis Königsberg, später Hohenfürst, Kreis Heiligenbeil, jetzt Reselithweg 19, 25596 Wacken, am 12. Dezember

Raeder, Hans, aus Eydtkau, Flurstraße 2, Kreis Ebenrode, und Frau Erika, geb. **Müller**, aus Stauchitz / Sachsen, jetzt Findorffstraße 13, 27721 Ritterhude, am 13. Dezember



Matuszak, Manfred, und Frau Erna, geb. **Laukeninkat**, aus Grünhausen, Kreis Elchniederung, am 30. November

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 8. Dezember, 20.10 Uhr, n-tv: n-tv Reportage – Die Natzijäger (1/2).

Sonnabend, 8. Dezember, 21.10 Uhr, n-tv: n-tv Reportage – Die Natzijäger (2/2).

Sonnabend, 8. Dezember, 21.35 Uhr, Arte: Wenzhou, die Schuh-Stadt von China.

Sonntag, 9. Dezember, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Montag, 10. Dezember, 22.05 Uhr, N24: Die Hindenburg – Technik einer Legende.

Dienstag, 11. Dezember, 20.15 Uhr, ZDF: Die Wehrmacht – Eine Bilanz (5/5).

Dienstag, 11. Dezember, 21 Uhr, WDR: Die Bestie in uns – Wissenschaftler erforschen menschliche Abgründe.

Mittwoch, 12. Dezember, 20.45 Uhr, MDR: Die Spur der Ahnen – Mein Großvater und die Nazis.

Donnerstag, 13. Dezember, 23.15 Uhr, WDR: Meine Hölle Europa – Vom Handel mit Afrikas Frauen.

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Wo kommst »Du« her?

Jahrestreffen des Vereins für Familienforschung

Zu ihrem Jahrestreffen kamen rund 50 Mitglieder des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen sowie weitere Gäste aus ganz Norddeutschland in Lüneburg im Hotel Seminaris zusammen. Vorsitzender Reinhard Wenzel konnte neben dem Ehrenvorsitzenden, Dr. Reinhold Heling, auch mehrere Vertreter der Heimatkreisgemeinschaften begrüßen, so unter anderem Herrn Hantel von der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil, Herrn Vogel von der Kreisgemeinschaft Lyck und Herrn Mauter von der Truso-Vereinigung Elbing.

Das Treffen hatte wie üblich zwei Teile: Der Sonnabendvormittag stand im Zeichen von Arbeitsberichten und Vorträgen über eigene Forschungen vorwiegend von Mitgliedern des Vereins. So konnte Hans-Heinrich Decker über einen Spezialkatalog zu den früheren Personalschriften der Universitätsbibliothek Königsberg berichten, der jetzt in der Staatsbibliothek Berlin aufgetaucht ist. Dr. Kowalewski berichtete über die Schwierigkeiten in seiner eigenen Familienforschung und Reinhard Wenzel arbeitete den Nutzen der ostpreußischen Forschungen des Geographen- und Historikerehepaares Mortensen für die Genealogie heraus. Zum Abschluß des Vormittagsprogramms zeichnete Prof. Dr. Rothe in seinem Vortrag „Die deutschen Befreiungskriege und die polnische Frage“ ein differenziertes Bild der Traditionslinien und Wirkungen polnischer Politik zwischen 1750 und 1840.

> Interessante Gäste beim Treffen

Die Aktivitäten des Vereins bestimmten die Verhandlungen in der satzungsmäßigen Jahreshauptversammlung am Nachmittag. Breit diskutiert wurden die fünf Buchveröffentlichungen, die der publizistisch sehr rege Verein im laufenden Jahr herausgegeben hat, darunter die fast 500 Seiten umfassende Festschrift zum 80. Geburtstag von Dr. Reinhold Heling, die dessen langjähriges Wirken für den Verein, die Familienforschung und Landesgeschichte Altpreußens ehren soll. Stellvertretender Vorsitzender Dr. Dietrich Flade konnte sichtlich erfreut die zwei Tage vorher erfolgte Freischaltung des völlig neu gestalteten Internet-Auftritts des Vereins (www.vffow.de) verkünden, die nach längerer Vorbereitung jetzt aktuell alle nötigen Informationen des eigenen Vereins bereitstellt. Da aber auch ein großer Verein nur durch den ständigen Eintritt neuer Mitglieder leben kann, gab es abschließend noch eine lebhafte Ideensammlung zur Mitgliederwerbung. Das nächste Jahrestreffen wird, den verstreuten Wohnorten der Mitglieder entsprechend, im westfälischen Münster stattfinden. *EB*

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Stefan Hein. Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

BJO – Der Bund Junges Ostpreußen in der LO wünscht allen Landsleuten und Heimatfreunden ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest. Ein herzlicher Dank gilt all unseren Mitstreitern und Förderern, die sich aktiv an der Jugendarbeit der LO beteiligt haben und sich damit um die Zukunft der Heimat verdient gemacht haben. Wir wünschen allen ein friedliches und gesundes neues Jahr 2008. Ostpreußen lebt! stellvertretender Bundesvorsitzender Alexander Bauknecht, Bundesvorsitzender Stefan Hein, stellvertretende Bundesvorsitzende Aneta Maciag. Besuchen Sie uns unter: www.ostpreussen-info.de.

BJO-Süd – Sonntag, 9. Dezember, 11.30 Uhr, Weihn-

achtsfeier im Hotel-Restaurant Bundschu, Cronbergstraße 15, Bad Mergentheim. Der Ablauf ist wie folgt geplant: 11.30 Uhr Mittagessen im Hotel-Restaurant Bundschu, 13.30 Uhr Besuch des Deutschordensmuseums im Schloß. Anschließend gemütliches Beisammensein bei Kaffee und Kuchen im benachbarten Café im Schloßgarten. Informationen und Anmeldungen bei Rainer Claaßen, Birkenring 3, 97618 Wülfershausen, Telefon (0 97 62) 4 21, E-Mail: chrismelchior@web.de.



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Sonntag, 16. Dezember, 14 Uhr, große Weihnachtsfeier im „Wimpina-Saal“, Buchen.

Pforzheim – Sonntag, 16. Dezember, 14.30 Uhr, weihnachtliches Treffen der Gruppe im evangelischen Gemeindehaus Eutingen, Fritz Neuertstraße 32. In einem weihnachtlichen Ambiente bei Kaffee und Kuchen wird ein festliches Programm gestaltet. Es wirken mit: Die Singgruppe „Elchschaufel“ (Leitung Ralph Demski), Heinz Weißflog spielt auf dem Akkordeon und der chromatischen Mundharmonika, Ingeborg Eisenschmidt mit ihrer Akkordzither, die Damen Renate Großmann, Christel Müller und Gisela Lotz mit weihnachtlichen Gedichten und Geschichten. Es werden gemeinsam Weihnachtslieder gesungen und ein Videofilm über die Heimat gezeigt. Auch wird eine reichhaltige Weihnachtstombola angeboten. Jeder Besucher erhält eine kleine süße Aufmerksamkeit. Für Ihre Unterstützung bei der Bereitstellung von Tombolapreisen ist man dankbar. Mit einem Imbiß bei gemütlichen Zusammensein endete das Heimattreffen.

Stuttgart – Dienstag, 18. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe zu ihrer Adventsfeier mit Frau Lüttich und weihnachtlichem Programm im Haus der Heimat, Kleiner Saal. Bitte kleine Päckchen und Kuchen für die Kaffeetafel mitbringen.

Ulm / Neu-Ulm – Sonntag, 16. Dezember, 14 Uhr, Weihnachtsfeier der Gruppe in den „Ulmer Stuben“. Es gibt Worte zum Advent, weihnachtliche Vorträge in Gedicht- und Liedform. Jeder Teilnehmer erhält eine kleine Aufmerksamkeit.

Wendlingen – Sonntag, 16. Dezember, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur vorweihnachtlichen Feier im Saal des Gasthauses zum Lamm, Kirchheimerstraße 26, Wendlingen. Dazu sind alle Mitglieder, ihre Angehörigen, Freunde und Bekannte herzlich eingeladen. Mit einer Kaffeetafel wird begonnen. Es folgen Singen, Vortragen von Texten und Musizieren. In diesem Jahr zum 53. Mal.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Mittwoch, 12. Dezember, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe zum Adventsnachmittag in den „Zirbelstuben“. – Sonntag, 16. Dezember, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur Vorweihnachtsfeier in den „Zirbelstuben“.

Bamberg – Mittwoch, 19. Dezember, 15 Uhr, Weihnachtsfeier der Gruppe in der Gaststätte Tambosi, Promenade.

Erlangen – Dienstag, 18. Dezember, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe zur Adventsfeier im Frankenhof, Raum 20.

Landshut – Dienstag, 18. Dezember, 14 Uhr, Weihnachtsfeier der Gruppe in der „Insel“.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Viele Aufgaben stehen an

Jahrestagung des Museumsvereins in Lüneburg

Zu seiner Jahresversammlung hatte der Verein „Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum e.V.“, kurz „Trägerverein“ genannt, in das Ostpreußische Landesmuseum nach Lüneburg eingeladen.

Der erste Vorsitzende Hubertus Hilgendorff berichtete über die vielen Verhandlungen, die er und andere im Rahmen der Ostpreußischen Kulturstiftung mit den zuständigen Stellen in Bundes- und niedersächsischen Landesministerien führen mußte. Seit Jahren strebet der Bund und das Land Niedersachsen eine Änderung der Stiftungssatzung an, um den Einfluß der Ostpreußen zu vermindern. Seit bald zehn Jahren hat der Bund in der mittelfristigen Finanzplanung Mittel zur Erweiterung des Museums und zur Errichtung einer Baltischen Abteilung zugesagt. Eine Entscheidung darüber, wann endlich damit begonnen werden kann, wird von Jahr zu Jahr verschoben.

Die Versammlung genehmigte einstimmig den Kauf der Gebäude und des Grundstücks der Lüneburger Kronenbrauerei sowie des Brauereimuseums durch den Trägerverein. Dadurch wird der Zugang zum Ostpreußischen Landesmuseum von der Heiligen-Geist-Straße der Fußgängerzone möglich. Dieser Ankauf ist ein wichtiger Schritt zur Zukunftssicherung der ostpreußischen Einrichtungen.

In seinem Bericht über die Lage des Museums erklärte der Kustus, Dr. Barfod, daß das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg auch als seinen Auftrag ansehe, die Sammlungen der ostpreußischen Heimatstuben beziehungsweise, Heimatmuseen der Heimatkreise aufzunehmen, wenn diese künftig zunehmend wegen personeller Probleme an ihren bisherigen Standorten nicht mehr weitergeführt werden könnten. Für die Aufnahme der Archive der Heimatkreise steht das Kulturzentrum Ellingen bereit. Entscheidend sei, daß die über viele Jahrzehnte entstandenen Sammlungen geretteter Kulturgüter der vertriebenen Ostpreußen nicht in alle Winde zerstreut, sondern an zentraler Stelle im Bundesgebiet zusammengeführt werden. Die Position des ausgeschiedenen Museumsdirektors kann immer noch nicht besetzt werden, weil der Bund die Neubesetzung dieser Stelle verzögert. Die vom Bund und dem Land Niedersachsen anteilig zur Führung des Museums bereitgestellten Mittel sind seit Jahren nicht erhöht worden, obwohl die Kosten ständig gestiegen sind. Zum Ankauf von angebotenen Exponaten und zur Durchführung von Ausstellungen fehlen die erforderlichen Gelder. Dr. Barfod dankte den beiden Fördervereinen, den „Freunden“ und den „Förderern“ des Ostpreußischen Landesmuseums für ihre Hilfe, ohne die sonst nichts mehr gehen würde.

Die üblichen Vereinsregularien konnten rasch abgewickelt werden, da in diesem Jahr nur die Kassenprüfer neu gewählt werden mußten.

Ilse Rudat



Der amtierende Vorstand des „Trägervereins“ (v. l.): Klaus Stammer, Armin Eschment, Dr. Barbara Löffke, Hubertus Hilgendorff, Joachim Rudat Foto: IR

Landsmannschaftl. Arbeit

Fortsetzung von Seite 18

Nürnberg – Sonntag, 9. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur Adventsfeier im „Tucherbräu am Opernhaus“.

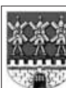


BERLIN

Vorsitzender: Rüdiger Jakesch, Geschäftsstelle: Stresemannstraße 90, 10963 Berlin, Zimmer 440, telefon (0 30) 2 54 73 43 Geschäftszeit: Donnerstag von 13 Uhr bis 16 Uhr. Außerhalb der Geschäftszeit: Marianne Becker, Telefon (0 30) 7 71 23 54

Landesgruppe – „Den Dialog in Gang setzen“, unter dieser Überschrift wurde mit dem letzten Treffen aller Berliner Gruppen eine Veranstaltungsreihe gestartet, mit der der neue Vorstand unter Rüdiger Jakesch die Mitglieder informieren, anregen, unterhalten und auch zum Dialog untereinander und mit dem Vorstand einladen will. Alle Befürchtungen und Spekulationen, daß das Echo auf die Einladung zur ersten Veranstaltung bescheiden sein würde, bewahrheiteten sich nicht. Statt der 40 bis 60 Teilnehmer, von denen man anfänglich ausging und die den Saal im Hans-Rosenthal-Haus in Berlin-Zehlendorf gerade einmal zur Hälfte gefüllt hätten, kamen 140 Mitglieder. Im Mittelpunkt des Treffens stand ein Vortrag von Luise Wolfram, der Autorin der Ostpreußenbücher: „Störche kennen keine Grenzen“ und „Unter dem hohen ostpreußischen Himmel“. Sie hielt sich bei ihren Ausführungen nicht lange mit humanen Ideen und ethischen Begründungen für ihre Tätigkeit in Ostpreußen auf, sondern nahm ihre Zuhörer mit ins nördliche Ostpreußen. Sie tat es mit Engagement ohne Schnörkel. Fast vier Jahre hatten sie und ihr Mann, Propst Erhard Wolfram, sich in Königsberg und dem Königsberger Umland um 42 deutsch-russische Gemeinden gekümmert. Von 1999 bis 2002 hatten sie am Alltag dieser evangelisch-lutherischen Gemeinden teilgenommen. Beschreibende Stichworte für ihre Tätigkeit waren Improvisation, Kooperation und die Anregung zur Selbsthilfe. Dias unterstützten, Beispiele belebten ihren Vortrag. Da gaben Kirchenmitglieder regelmäßig ihre gute Stube für den Gottesdienst. Da gab es Gemeindemitglieder, die die bescheidene Gemeinderäume strichen. Und andere wiederum führten ein altes Taufbecken aus deutscher Zeit wieder seinem Zweck zu. Die Zuhörer nahmen daran teil und erfuhren, wie sich die deutsch-russischen Ansiedler eine bescheidene Existenz aufzubauen versuchten und wie dabei der Propst und seine Frau aus der Bundesrepublik nicht nur geistlichen Beistand gaben, sondern zu Entwicklungshelfern wurden. Es waren diese Beispiele, die zu den Zuhörern im Hans-Rosenthal-Haus sprachen. Es waren ganz andere Texte und Beschreibungen, wie man sie sonst von Reiseführern hört, wie zum Beispiel: „Hier stand, hier war, hier lebte ...“ Daß die Veranstaltung so gut gelingen konnte, war zum einen dem Vortrag von Luise Wolfram zu verdanken und dem Bezirksbürgermeister Norbert Kopp, der kurz auf die schon lange bestehende Patenschaft des Bezirksamtes Berlin-Steglitz-Zehlendorf für die Landsmannschaft Ostpreußen Berlin e. V. verwies und andeutete, daß ähnliche Veranstaltungen folgen könnten. Die Einladung zu einem appetitanregenden Buffet unterstrich sympathisch seine Worte und förderte das Wohlbefinden der Gäste. Besonders zufrieden mit dem erfolgreichen Verlauf waren die beiden Vorstandsmitglieder der Landesgruppe: Marianne Becker und Elfriede Fortange. Sie hatten als Verantwortliche durch eine hervorragende Organisation der guten Stimmung ein Rückgrat gegeben.

HEIMATKREISGRUPPE



Schloßberg – Dienstag, 18. Dezember, 13.30 Uhr, Adventsfeier im „Haus des Älteren Bürgers“, Werbellinstraße 42, 12053 Berlin-Neukölln.



BRANDENBURG

Landesvorsitzender: Horst Haut, Oranienburger Chaussee 7, 16515 Schmachtenhagen, Telefon und Fax (0 33 01) 80 35 27. Ehrenvorsitzender: Georg Vögerl, Buggestraße 6, 12163 Berlin, Telefon (0 30) 8 21 20 96, Fax (0 30) 8 21 20 99

Oberhavel – Die Gruppe veranstaltete ein Seminar im Schloß Paretz. Es war eine Gemeinschaftsveranstaltung der Stiftung Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg. nach alter preußischer Sitte ging es zuerst zur Messe in die Dorfkirche. Hauptthema der Veranstaltung war „Als Preußen im Regen stand“ – Der Friedensschluß von Tilsit und der Beginn des Reformationsprozesses in Preußen. Prof. Mathia Tullner sprach zu dem Thema „Eine Rose für Magdeburg“. Prof. Tullner gestaltete seinen Vortrag sehr lebhaft, er schilderte unter anderem die Begegnung Königin Luises mit Napoleon in Tilsit. Nach dem Vortrag wurde das Mittagessen im Gotischen Hof eingenommen. Anschließend gab es einen kleinen Spaziergang durch den Park zum Schloß. Dieses erscheint nun im vollem Glanze, die Möbel sind restauriert und selbst Gardinen wurden teilweise neu gewebt. Eine junge Frau führte die Gruppe durch die Räume. Immer wieder stellte sie Königin Luise in den Mittelpunkt. Diese Führung erwies sich als gute Ergänzung zum Vortrag. Durch die vielen Eindrücke etwas ermüdet, freute man sich auf Kaffee und Kuchen im Schloß. Anschließend gab es ein Konzert des „Zehlendorfer Bläseroktetts“. Vollgestopft mit vielen neuen Erlebnissen ging es per Bus zurück.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Sonnabend, 8. Dezember, 10 Uhr, Ostdeutscher Weihnachtsmarkt im Domgemeindesaal, Sandstraße. Ein vom BdV betriebenes Tages-Café bietet selbstgebackenen Kuchen. – Sonntag, 9. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zu einer ostpreußischen Adventsfeier im Atlantic-Hotel beim Bremer Flughafen. Die Adventandacht hält auch in diesem Jahr Pfarrer i. R. Wolfgang Krzizanowski. Die Gestaltung der musikalischen Umrahmung erfolgt durch Werner Urban. Die Kosten für die Kaffeetafel betragen 11 Euro. für Mitglieder ermäßigt 10 Euro. Eine Teilnahme ist nur nach vorheriger Anmeldung möglich. Die Geschäftsstelle befindet sich in der Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18. – Donnerstag, 20. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Hotel Westfalia zur Adventsfeier.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

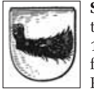
LANDESGRUPPE

Sonntag, 9. Dezember, 15 Uhr, Weihnachtsfeier im Hamburg-Haus, Doormannsweg 12 (Nähe U-Bahnstation Emilienstraße). Einlaß 14.15 Uhr. Die Veranstaltung ist ausgebucht. – Sonntag, 17. Februar, 14 Uhr, Fahrt zur Dittchenbühne zum Besuch der Theateraufführung „Die Weber“ von Gerhart Hauptmann. Abfahrt, des Busses, 14 Uhr, ab Kirchenallee (Hauptbahnhof), Kaffeetrinken 15 Uhr, Theateraufführung 16 Uhr, Rückfahrt gegen 18.30 Uhr. Gesamtpreis einschließlich Kaffeetafel 26 Euro (ohne Busfahrt 16 Euro). Anmeldung bei W. Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPE



Gumbinnen – Sonnabend, 8. Dezember, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Teilfeld 1, 20459 Hamburg. Zu diesem adventlichen Treffen erwartet Sie eine geschmückte Kaffeetafel mit einer besonderen Überraschung und ein kulturelles Programm. Gäste sind herzlich eingeladen. Das Haus der Heimat ist zu erreichen mit der S-Bahn bis Station Stadthausbrücke oder bis U-Bahnstation Landungsbrücken, dann Fußweg von rund sechs Minuten in Richtung Michaeliskirche.



Sensburg – Sonntag, 16. Dezember, 15 Uhr, Adventsfeier der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen. Anmeldungen bis zum 12. Dezember bei K. Budszuhn, Friedenstraße 70, 25421 Pinneberg, Telefon (0 41 01) 7 27 67.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 8. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 10. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur vorweihnachtlichen Feier nach ostpreußischer Art im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle).

FRAUENGRUPPE

Hamburg / Bergedorf – Donnerstag, 13. Dezember, 12 Uhr, Treffen der Gruppe in der Bahnhofsgaststätte Fünfhausen zur „Weihnachtsfeier wie zu Immanuel Kants Zeiten“. Mit Gänsebraten, Bratapfel und Marzipanstollen und einem Programm „Ostpreußischer Weihnachtszauber“.

Landsmannschaftl. Arbeit

Fortsetzung auf Seite 20

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

WESTPREUSSEN

Sonntag, 16. Dezember, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Congreß-Centrum Hamburg, Saal 6, Hamburg-Dammtor. Im Programm sind neben Rezitationen (Gedicht- und Wortbeiträgen) unter anderen, Soloauftritte (Sopranistin Susanne Dieudonne) und ein Shantychor vorgesehen. Anmeldungen zum Kaffeegedeck sind erwünscht bei Neumann, Telefon 7 00 92 79, oder Laue, Telefon 43 61 65.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Sonnabend, 15. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Luise-Büchner-Haus / Bürgerhaus Am See, Grundstraße 10 (EKZ). Nach der gemeinsamen Kaffeetafel vorweihnachtliche Feier mit Liedern, Gedichten und kleinen Geschichten. – Für die Busfahrt vom 9. bis 12. Mai 2008 ab Darmstadt zum Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Berlin sind noch Plätze frei. Die Fahrt mit drei Übernachtungen und Frühstücksbuffet kostet im Doppelzimmer 220 Euro und im Einzelzimmer 272 Euro. Anmeldungen bei Gerhard Schröder, Telefon (0 61 51) 14 87 88, oder Erwin Balduhn, Telefon (0 61 59) 56 89.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Bad Bevensen – Sonnabend, 15. Dezember, 14.30 Uhr, Weihnachtsfeier der Gruppe im Kurhaus Bad Bevensen. Umrahmt wird die Feier durch den „Lüneburger Kammerchor" und dem „Kammertrio", wobei die Weihnachtsgeschichte, Weihnachtslieder, ostpreußische Gedichte und Geschichten sowie Kaffee und Kuchen und das unvergeßliche Königsberger Marzipan den Nachmittag abrunden. Begleitet wird die Feier durch Pastor Senf von der Dreikönigskirche. Gäste sind herzlich willkommen.

Braunschweig – Die Gruppe wird Pfingsten 2008 zum Deutschlandtreffen nach Berlin fahren. Hinfahrt am Sonnabend, Rückfahrt am Sonntag. Vermutlich gibt es in der Nähe von Braunschweig Landsleute, die eine Mitfahrgelegenheit suchen. Die Braunschweiger Gruppe nimmt gerne Gäste mit. Melden Sie sich vorsorglich schon an. Anmeldungen bei Horst Neumann, Wendenring 14, 38114 Braunschweig, Telefon (05 31) 33 86 40.

Buxtehude – Freitag, 14. bis Sonntag, 16. Dezember, findet auf dem Petriplatz in der Altstadt von Buxtehude der Weihnachtsmarkt statt. An diesem beteiligt sich die Gruppe mit einem Stand, an dem Ostpreußische Spezialitäten angeboten werden. Bärenfang und Königsberger Marzipan sind für diesen Landstrich typisch, und allgemein bekannt. Aber was verbirgt sich hinter Namen wie Meschkinnes, Machandel, Königsberger Rinderfleck und wie backt man es sich mit Elbinger Pfefferkuchengewürz? Kommen und probieren Sie. Sie finden auch ein großes Angebot an Kalendern, Karten, Reiseführern und weiterer Ostpreußenliteratur. Der Erlös ist für soziale Zwecke in Ostpreußen bestimmt.

Helmstedt – Donnerstag, 13. Dezember, 8.30 Uhr, Treffen zur wöchentlichen Wassergymnastik im Hallenbad. Auskunft erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.

Hildesheim – Donnerstag, 13. Dezember, 14.30 Uhr, Adventsfeier der Gruppe im Ratskeller, Markt 1. In vorweihnachtlicher Atmosphäre wird zusammen mit Pastor Markert und dessen Posaunenchor Kaffee getrunken, vertraute Weihnachtslieder gesungen und in der Heimat verweilt.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bad Godesberg – Sonntag, 9. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur diesjährigen Advents- und Vorweihnachtsfeier in der Stadthalle Bad Godesberg. Die Veranstaltung beginnt mit dem gemeinsamen Kaffeetrinken. Anschließend ab 16 Uhr gibt es ein kleines Programm. Über den Besuch der Kinder und Enkelkinder würde sich der Vorstand freuen. Gäste sind herzlich willkommen. Der Eintritt ist frei.

Bochum – Sonntag, 9. Dezember, 15 Uhr, Weihnachtsfeier der Gruppe im großen Saal der katholischen St. Antoniusgemeinde, Antoniusstraße 8 a, Bochum. Der Posaunen-Chor unter der Leitung von Oskar Delberg wird die Veranstaltung einleiten. Der Chor der Gruppe unter der Leitung von Georg Grams wird die Anwesenden mit Advents- und Weihnachtsliedern und Gedichten erfreuen und für eine weihnachtliche Stimmung sorgen. Pastor i. R. Meyer wird eine Kurzandacht halten. Zur gemeinsamen Kaffeetafel spenden die Mitglieder den Kuchen, dafür sei gedankt. Für die Kinder wird Elisabeth Meller eine Weihnachtsgeschichte vorlesen. Danach erscheint der Weihnachtsmann auf der Bühne und fordert die Kinder auf, ihre Gedichte und Lieder vorzutragen. Anschließend beginnt die Bescherung. Allen Mitgliedern, sowie den zahlreichen Heimatfreunden wünschen wir ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein zufriedenes und gesundes Jahr 2008. – Donnerstag, 13. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe zur Advents- und Weihnachtsfeier in der Ostdeutschen Heimatstube, Neustraße 5.

Bonn – Dienstag, 11. Dezember, 14 Uhr, Adventsfeier mit Julklapp der Frauengruppe in der Altenbegegnungsstätte Brüser Berg, Fahrenheitstraße, Bonn-Hardtberg. Die Begegnungsstätte ist zu erreichen vom Bonn-Hauptbahnhof mit den Bussen Nr. 638 (Fahrenheitstraße), Nr. 634 (Celsiusstraße) und Nr. 630 (von Bonn-Duisdorf bis Celsiusstraße).

Dortmund – Montag, 17. Dezember, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur Weihnachtsfeier in den Ostdeutschen Heimatstuben, Landgrafenschule / Ecke Märkische Straße.

Ennepetal – Donnerstag, 20. Dezember, 18 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube.

Gevelsberg – Sonnabend, 15. Dezember, 16.45 Uhr, Weihnachtsfeier der Gruppe mit Pastor Werner in der Gaststätte Keglerheim, Hagenerstraße 78. Mit weihnachtlichen Vorträgen, Liedern und gemütlichem Kaffeetrinken wird dieser Tag gestaltet. Kuchen spenden die Frauen, Getränke müssen bezahlt werden. Um eine rege Beteiligung wird gebeten. Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen.

Gütersloh – Montag, 10. Dezember, 15 Uhr, Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Informationen bei Ursula Witt, Telefon (0 52 41) 3 73 43. – Dienstag, 11. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Informationen bei Bruno Wendig, Telefon (0 52 41) 5 69 33.

Köln – Sonntag, 16. Dezember, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Kolpinghaus, Köln. „Licht im Ost" – Kinder bitte anmelden sowie Beiträge zur Familienweihnacht. Um zahlreiches Erscheinen wir gebeten. Anmeldung und Informationen bei Taruttis, Telefon (02 21) 79 16 16.

Remscheid – Die Gruppe plant vom 8. bis 10. Mai 2008 eine gemeinsame Busfahrt mit Rahmenprogramm zum Deutschlandtreffen in Berlin. Vorrangig ist der Besuch des Deutschlandtreffens, jedoch ist für den 8. und 9. Mai neben einer Stadtrundfahrt auch ein Besuch in Potsdam vorgesehen. Für den freien Abend stehen Möglichkeiten wie zum Beispiel Wintergarten oder Friedrichstadtpalast offen. Karten dafür können gebucht werden. Das Programm kann jedoch noch Änderungen erfahren. Das Hotel, mit komfortablen Zimmern, liegt im Zentrum zwischen Kurfürstendamm und Potsdamer Platz. Die Reservierung der Zimmer erfordert eine möglichst baldige Entscheidung seitens interessierter Landsleute und Gäste. Wer möchte sich aus dem Raum Remscheid und Umgebung anschließen? Nähere Auskunft erteilt Frau Nagorny, Telefon 6 21 21.

Wesel – Sonntag, 16. Dezember, 15 Uhr, Weihnachtsfeier der Gruppe in der Heimatstube Wesel, Kaiserring 4. Für ein gemütliches Beisammensein stehen Kaffee und selbstgebackener Kuchen bereit. Mit Geschichten, Gedichten und Liedern zur Weihnachtszeit sollen ein paar besinnliche Stunden verbracht werden. Anmeldung umgehend bei Kurt Koslowski, Telefon (02 81) 6 42 27, oder Inge Koslowski, Telefon (02 81) 6 04 51. – Die Gruppe führte ihren traditionellen Kulturabend durch. Der erste Vorsitzende Kurt Koslowski konnte eine sehr große Schar von Besuchern begrüßen. Als besonderen Gast begrüßte er den Urgroßneffen der ostpreußischen Dichterin Frieda Jung, Eberhard Jung. Der Kulturreferent Paul Sobotta stellte in seinem Vortrag die drei ostpreußischen Bernsteine, wie die Dichterin Frieda Jung, Käthe Kollwitz und Agnes Miegel, die Mutter Ostpreußens, vor. Mit ihrem be-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 21

Gratulation



Am 30. November 2007 feierten unsere lieben Eltern

Manfred und
Erna Matuszak geb. Laukeninkat

aus Grünhausen, Kreis Elchniederung, das Fest der

Goldenen Hochzeit

Dazu gratulieren Euch von ganzem Herzen
Eure Tochter Annegret und ihr Mann Alberto.
Wir wünschen Euch weiterhin ein schönes und harmonisches Miteinander und Gottes reichen Segen.
In Liebe Eure dankbaren Kinder

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 20

kanntem Gedicht „Es war ein Land!“ beendete Sobotta das Referat. Nach soviel poetischen Worten und Werken bot der Singkreis unter der Frauenreferentin Waltraut Koslowski mit Gänsebrust belegte Schnittchen an, dazu gab es Tee mit Rum. Wer gut schmiert, der gut fährt. Nach diesem Festessen stand eine lange „Reise“ von Wesel nach Ostpreußen auf dem Programm. Der Erste Vorsitzende lud alle Mitreisenden ein, den schon wartenden „Zug“, dieser wurde nicht bestreikt, zu besteigen und auf die 1350 Kilometer lange Fahrt nach Ostpreußen mitzukommen. Es war ein Film, der alle Mitreisenden fesselte. Die faszinierenden Aufnahmen ließen eines wieder gewiße werden: Ostpreußen lebt! Eine Fortsetzung dieser „Fahrt“ wird auf der Jahreshauptversammlung im kommenden Frühjahr gezeigt. Man saß noch lange in reger Unterhaltung beisammen.

Witten – Die Erste Vorsitzende der Gruppe, Elisabeth Rohlf, konnte auf der letzten Zusammenkunft Kurt Tarrach eine Ehrung für besondere Treue zukommen lassen. In der Laudatio ging sie auf die Verdienste von Lm. Tarrach ein: Sie hatte die große Freude, einen Mann zu ehren, der durch seinen ständigen Einsatz maßgeblich an der Erhaltung und Weiterentwicklung der Gruppe beteiligt ist. Immer zur Stelle bei jeglicher Art von Veranstaltung, ist er auch immer bereit, sich ehrenamtlich einzubringen. Sei es, die Aufmerksamkeit in den Medien wachzuhalten oder Verwaltungsaufgaben zu erfüllen. Seit 22 Jahren gehört er der Gruppe an, und vor 16 Jahren das Amt des Kassierers übernommen, welches er bis heute ausfüllt. Dieser Junge wurde am 11. Mai 1931 in Sieminau im Kreis Neidenburg geboren und ging auch dort zur Schule. Er wuchs mit drei Geschwistern auf. Bis 1945. Der ganze Osten geriet damals in Bewegung, als die große Flucht begann, und bis er in Witten landete, mußte er noch durch viele, viele Stationen. Er lernte seine Heidi kennen, heiratete 1966 und wurde glücklicher Vater eines Sohnes. Für all seine Leistungen verlieh ihm die Landesgruppe das Verdienstabzeichen.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonntag, 16. Dezember, 14.30 Uhr, Weihnachtsfeier der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstraße 20.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Gahlenzer Straße 19, 09569 Oederan, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag, 9 bis 15 Uhr.

Dresden – Mittwoch, 12. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Chorgruppe in der BdV-Begegnungsstätte, Borsbergstraße 3, 01309 Dresden.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Dessau – Montag, 10. Dezember, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe zum Weihnachtssingen. – Montag, 17. Dezember, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe in der Begegnungsstätte „Heinz Rühmann“.

Magdeburg – Dienstag, 18. Dezember, 15 Uhr, Bowling im Lemsdorfer Weg.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Fehmarn – Dienstag, 11. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur traditionellen ostdeutschen Adventsfeier im „Haus am Stadtpark“. Dazu lädt die Gruppe ihre Mitglieder und Gäste herzlich ein. Durch weihnachtliche Geschichten, Gebräuche und Lieder sollen die Landsleute in vorweihnachtliche Stimmung versetzt werden. – Das diesjährige 22. Königsberger Klops-Essen war wieder einmal ein großer Erfolg. 115 Mitglieder und Gäste waren ins Hotel Wisser gekommen, um hier ein paar schöne Stunden im Kreise der Ostpreußen zu verbringen. Die Vorsitzende Ilse Meiske zeigte sich hocherfreut über die große Besucherzahl. Als Gäste begrüßte sie Bürgermeister Schmied, den Ersten Stadtrat der Stadt Fehmarn Ingo Gädechens, den Landesvorsitzenden Edmund Ferner, Kreisvorstandsmitglieder der Landesgruppe aus Eutin, die Vorsitzenden der Gruppen Neustadt und Schönwalde sowie Vorsitzende von Vereinen und Verbänden. Zur musikalischen Unterhaltung trugen Bruno Zyzik bei sowie Ilse Meiske und Hans Grunst, die einen Sketch in Mundart einstudiert hatten.

Kiel – Sonntag, 16. Dezember, 14 Uhr, Familienweihnachtsfeier der Aussiedler.

Neumünster – Sonnabend, 8. Dezember, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur Vorweihnachtsfeier in der Stadthalle am Kleinflecken. Gäste sind willkommen. – Zur monatlichen Zusammenkunft trafen sich die Mitglieder der Gruppe. Die Erste Vorsitzende Brigitte Profé begrüßte die Mitglieder, Gäste und den Referenten Hans-Jürgen Kämpfert. Die Geburtstage der Mitglieder wurden verlesen und ihnen alles Gute gewünscht. Nach altem Brauch wurde ein Geburtstagslied gesungen. Die Erste Vorsitzende wies auf die kommenden Veranstaltungen hin. Nach dem Kaffeetrinken begann H.-J. Kämpfert seinen Diavortrag, assistiert von seiner Frau. Mit einer großen Auswahl von Dias nahm H.-J. Kämpfert die Anwesenden mit auf eine Fahrt nach Ostpreußen. Angefangen mit Bildern vom Königsberger Dom früher und heute, Gedenkstein von Julius Rupp, Börse, Roßgärter Tor, Luisen-Kirche, zu sehen der Königsberger Hafen mit dem alten Speicher, die Kriegsgräberstätte Cranzer Allee, weitere Dias von Cranz, rauf auf die Kurische Nehrung mit den eindrucksvollen Dünen und den Sandwellen, die Besonderheiten auf der Nehrung – die Natur, die Kurenkähne mit den Wimpeln, Rossitten mit der alten Kirche, den alten Weg zum Friedhof mit einigen alten Grabsteinen, Schwarzort mit den 60 geschnitzten Figuren, Nidden mit dem Thomas-Mann-Haus, in Memel das alte protzige Postgebäude, den Brunnen mit dem Ännchen von Tharau, Heidekrug, Tauroggen und noch mehr Sehenswertes. Traumhaft schöne Dias einer unvergeßlichen Landschaft – Erinnerungen wurden wach. Wir verlebten einen eindrucksvollen, harmonischen und interessanten Nachmittag und dankten Herrn und Frau Kämpfert mit großem Applaus.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



INSTERBURG

Geschäftsstelle: Telefon (0 21 51) 4 89 11, Fax (0 21 51) 49 11 41. Besuche nur nach vorheriger Terminvereinbarung. Altes Rathaus, Am Marktplatz 10, 47829 Krefeld

Weihnachtsfeier 2007 – Zum alljährlichen vorweihnachtlichen Treffen mit Angehörigen und Freunden lädt die Heimatgruppe Insterburg in Darmstadt, das am Sonnabend, 8. Dezember, 11 Uhr, im Bürgerhaus (Bürgermeister-Pohl-Haus), Im Appensee 24, Darmstadt-Wixhausen, stattfindet, herzlich ein. Gäste sind willkommen. Parkplätze sind vorhanden. Saal-Einlaß ist ab 11 Uhr. Gelegenheit zum gemeinsamen Mittagessen ab 12 Uhr, Das Programm beginnt ab 14 Uhr. Nähere Informationen erteilt Herbert Stoepel, Telefon (0 61 51) 66 61 67.



NEIDENBURG

Kreisvertreter: Jürgen Szepanek, Nachtigallenweg 43, 46459 Rees-Haldern, Tel. / Fax (0 28 50) 10 17

Weihnachtsheimatbrief 2007 – Der Heimatbrief Nr. 129 ist inzwischen fertiggestellt und in Druck gegeben worden. Er ist wieder sehr umfangreich und enthält neben vielen interessanten Themen auch einen ausführlichen Bericht über das Heimattreffen in Bochum. In diesem Jahr konnten wir besonders auf unsere seit 60 Jahren bestehende Kreisgemeinschaft eingehen. Alle Landsleute und Freunde der Kreisgemeinschaft, die in der Versandliste erfaßt sind, erhalten den Heimatbrief noch vor Weihnachten. Wer den Heimatbrief noch nicht erhält, ihn aber bekommen möchte, teile seine Anschrift dem Schriftleiter Jürgen Kowalek, Bromberger Straße 26, 28816 Stuhr, mit. Der Heimatbrief wird dann umgehend zugesandt. Eine große Zahl der Pfingstausgabe des Heimatbriefes konnte leider auch diesmal nicht zugestellt werden, weil sich die Anschriften der Bezieher geändert hatten. Alle Landsleute werden deshalb dringend gebeten, Adressenänderungen und sonstige Personenstandsänderungen sofort dem Verwalter der Mitgliederkartei Hans-Ulrich Pokraka, An der Friedenseiche 44, 59597 Erwitte, mitzuteilen. Sie vermeiden dadurch Zustellungsverzögerungen und kostenaufwendige Nachforschungen und Nachsendungen.

Besondere Ehre

Goldenes Ehrenzeichen für Lothar Brzezinski

Lothar Brzezinski wurde am 26. Juni 1925 in Hegeberg im Samland geboren. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Verlust der ostpreußischen Heimat siedelte sich die Familie 1947 zunächst in Schießhaus bei Holzminden an. Wegen seiner Kriegsverletzung am rechten Arm besuchte Lothar Brzezinski in Bad Pyrmont die Versehrtenschule und mußte dort lernen, mit der linken Hand zu schreiben. Im Jahre 1951 zog er nach Holzminden und schlug hier die Finanzamtslaufbahn ein.

Bereits im November 1947 kamen die ersten Ostpreußen in Holzminden in der „Lutherschänke“ in der Mittleren Straße zu einem ersten Treffen zusammen. Daraus entstand die örtliche Gruppe der Weserstadt. Am 1. Januar 1952 trat

Ein ostpreußisches Urgestein

Lothar Brzezinski in die Landsmannschaft Ostpreußen ein und unterstützte mit seiner ausgezeichneten Singstimme den damaligen Chor unter der Leitung des Lehrers Dieter Schlokat. Am 31. August 1955 heiratete er seine ostpreußische Jugendliebe Elfriede. Aus der Verbindung sind zwei Söhne hervorgegangen.

Lothar Brzezinski übernahm am 16. Juni 1976 den Vorsitz der Holzmindener Ortsgruppe der LO von Heinz Müller. Auch wenn die Mitgliederzahl im Laufe der Jahrzehnte altersbedingt abnahm, sorgte der Vorsitzende als treibende Kraft immer wieder für Erfolgserlebnisse. Zusammen mit seinem Stellvertreter, Pastor i. R. Günther Grigoleit, der seit 1976 die Mitglieder und Gäste zu einem ostpreußischen Gottesdienst einlädt, veranstaltet er jährlich eine weihnachtliche Feier im Restaurant „Felsenkeller“. Lothar Brzezinski pflegt das ostpreußische Brauchtum, wie das Fleckessen und zu Weihnachten die Brummtöpper. Mit den anfallenden Vereinsarbeiten, wie Programmgestaltung, Reiseorganisation etc. beweist er sein hervorragendes Organisationstalent und versteht es mit großem Charme, andere zu begeistern.

Besonders stolz ist Brzezinski auf seinen Chor. Zudem gelingt es ihm immer wieder, im Holzmindener Verein eine familiäre Atmosphäre zu schaffen. Fast täglich ist er mit dem Fahrrad unterwegs zu Geburtstags- und Krankenbesuchen. Ein Höhepunkt für die Mitglieder ist eine Rose, die jedes Geburtstagskind beim Zusammentreffen vom Vorsitzenden erhält. Brzezinski scheute auch nicht vor einer Fahrt nach Göttingen mit dem Fahrrad zurück, um einem 101-jährigen Mitglied ein Geburtstagsständchen zu bringen.

Seine Ehefrau unterstützt ihn tatkräftig und trägt mit ihren Vorträgen in echt ostpreußischer Mundart sehr zum Gelingen der Heimatabende bei. Fahrten in die Heimat Ostpreußen und nach Mitteldeutschland runden die ehrenamtlichen Aktivitäten Brzezinskis ab.

Seit 1990 lädt Lothar Brzezinski seine „Hegeberger“ Schul- und Nachbarsfreunde nun schon zum 18. Mai nach Neuhaus zum Ortstreffen ein. In seiner Freizeit ist der pensionierte Finanzbeamte immer noch sehr sportlich. Im Winterurlaub ist er ein passionierter

Aktiv und fest im Leben stehend

Abfahrtsläufer. Zudem ist Brzezinski begeisterter Hobbyfotograf und arbeitet gerne in Haus und Garten.

Bereits vor einigen Jahren wurde Lothar Brzezinski für seinen langjährigen Einsatz für Ostpreußen mit dem Silbernen Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet.

Lothar Brzezinski hat sich mit seinem Engagement, seiner Treue zur Heimat und seinem unverzagten Eintreten für die Rechte der heimatvertriebenen Ostpreußen um die Landsmannschaft Ostpreußen verdient gemacht.

In Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistungen und seines Einsatzes für Ostpreußen verleiht die Landsmannschaft Ostpreußen Herrn Lothar Brzezinski das

Goldene Ehrenzeichen

»Spiel mir das Lied der Heimat«

Eine stolze Zahl – 2500 Teilnehmer besuchten das 12. Landestreffen in Mecklenburg-Vorpommern

Von FRIEDHELM SCHÜLKE

Zum 12. Landestreffen der Ostpreußen in Mecklenburg-Vorpommern waren rund 2500 Landsleute und Freunde der Heimat – soviel wie noch nie – mit Bussen, Bahn und Pkw aus allen Landesteilen angereist. Selbst die vielen Auto-Parkplätze reichten kaum aus – es gab einen „Ostpreußen-Stau“ in Rostock. Für die Bestuhlung der Stadthalle war schon die Maximal-Variante gebucht worden, trotzdem mußten noch Tische und Stühle herbeigeschafft werden. Für Spätankömmlinge standen nur noch Plätze auf den Rängen zur Verfügung. Die Auswertung der Teilnehmerlisten ergab mehr als 500 Besucher, die zum ersten Mal dabei waren. Gefördert durch Fernsehfilme wie „Die Flucht“ oder „Suchkind 312“ erwacht erst jetzt in vielen Flüchtlingskindern von damals das Bedürfnis, mehr über ihre Herkunft zu erfahren, heimatliche Atmosphäre zu spüren und die vertraute Mundart zu hören. Ein weiterer Grund ist sicherlich die sogenannte „Mundpropaganda“. Hatten doch die Organisatoren zuvor 70 Zeitungen angeschrieben, 3000 Einladungen verschickt und viele Handzettel verteilt. Erfreulich war, daß der NDR die Veranstaltung filmte und am selben Abend im „Nordmagazin“ einen Kurzbericht ausstrahlte. Mehr als 40 Helfer hatten die Halle festlich geschmückt, sorgten für einen reibungslosen Ablauf und die anschließende Beräumung. Auf den Tischen standen wie immer große Schilder aller 40 ostpreußischen Heimatkreise mit den beiliegenden Listen, so daß sich die Landsleute anhand der Eintragungen schneller finden konnten.

Zum Auftakt intonierte das Landespolizeiorchester Mecklenburg-Vorpommerns einen Festmarsch. Als Landesvorsitzender der Ostpreußen in Mecklenburg-Vorpommern eröffnete Manfred Schukat das Landestreffen und begrüßte die Teilnehmer und Ehrengäste, darunter 140 Landsleute direkt aus Ostpreußen. Diese in der Heimat verbliebenen Deutschen wurden von den Besuchern mit besonders herzlichem Beifall begrüßt. Zwar werden sie heute als „deutsche Minderheit“ bezeichnet, sind aber im Grunde die ostpreußische Restbevölkerung. Manfred Schukat nannte es ein Wunder, daß die Ostpreußen aus Ost und West heute und hier in Rostock zusammenkommen können. Er rief sodann 28 Fahnen ostpreußischer Heimatkreise auf, die unter Marschklängen des Landespolizeiorchesters in die Halle getragen und von den Landsleuten mit stehendem Applaus begrüßt wurden. Das folgende geistliche Wort sprach Pfarrer Nikolaus Siemetzki, selbst gebürtiger Ermländer.

Als besonderer Ehrengast beehrte der Botschafter der Republik Litauen in Deutschland, Evaldas Ignatavicius, die Ostpreußen mit seiner Anwesenheit. Er hatte bereits einige Tage am Seminar der Memelländer in Rostock teilgenommen. Der Botschafter zeigte sich erfreut über die große Resonanz und das gute Klima und versprach, sich weiter für die Verständigung seines Landes mit den früheren deutschen Bewohnern einzusetzen. Grüße direkt aus der Heimat überbrachten Magdalena Piklaps für die Ostpreußen im Memelland und Barbara Ruzewicz für den Dachverband der Deutschen in Ermland und Masuren. Beide gaben ihrer Freude Ausdruck, solch einen Tag unter Landsleuten erleben zu dürfen, und luden die Landsleute zum Gegenbesuch in der Heimat ein. Erhard Kawlath vom Heimatkreis Lötzen übermittelte die Grüße der Kreisvertreter und des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen. Das offizielle, leider nicht besonders engagierte Grußwort der Hansestadt Rostock entbot Senator Dr. Wolfgang Nitsche. Dagegen ermutigte Dr. Fred Mrotzeck vom Historischen Institut der Universität Rostock die Ostpreußen, ihre Fluchterlebnisse aufzuschreiben und nicht nur der eigenen Familie zu hinterlassen, sondern auch seinem Institut zur Verfügung zu stellen. Es gehe darum, diese Ereignisse für die Nachwelt zu dokumentieren. Die Festansprache hielt der Innenminister des Landes Mecklenburg-Vorpommerns Lorenz Caffier, der zugleich Landesvorsitzender des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge in Mecklenburg-Vorpommern ist. Er zeichnete Manfred Schukat für seinen Einsatz mit der silbernen Plakette des Volksbundes aus und überreichte außerdem eine Fahne der Kriegsgräberfürsorge an die Landesgruppe der Ostpreußen. Eine Spendensammlung im Saal erbrachte über 1500 Euro für den Ausbau des deutschen Soldatenfriedhofes in Königsberg, Cranzer Allee. Den weiteren Vormittag gestaltete das Landespolizeiorchester mit einem erfrischenden Platzkonzert.



Alle Chöre sangen zusammen „Spiel mir das Lied der Heimat“ Foto: privat

In der Mittagspause mit Königsberger Klopsen war reichlich Gelegenheit zum Suchen und Kennenlernen an den Tischen der Heimatkreise. Dicht umlagert wurden auch der Bücherstand mit Heimatliteratur, Landkarten, großen und kleinen Flaschen „Bärenfang“, dessen Umsätze vollständig in die Deckung der Unkosten des Treffens flossen. Eine Bernsteinverkäuferin und der Handarbeitsstand der Schweriner Ostpreußengruppe ergänzten das Angebot. Wie bereits vor einem Jahr waren auch diesmal wieder die Chöre der Deutschen Vereine aus Ostpreußen eingeladen. Die Landsleute aus Memel, Heydekrug, Lötzen, Sensburg, Bartenstein und Osterode hatten die weite und lange Anreise nicht gescheut. So richteten sich am Nachmittag alle Augen, Fotoapparate und Kameras auf die festlich geschmückte Bühne. Unter der professionellen Moderation von Heimatsänger Bernd Krutzinna alias „BernStein“ kamen am Nachmittag alle Ensembles zum Zuge. Festlich gekleidet und stimmgewaltig trugen zunächst alle Chöre aus Heydekrug, Memel, Lötzen und Osterode gemeinsam das Lied „Spiel mir das Lied der Heimat“ vor und gaben damit das Motto des Tages aus. Über die Geschichte und Arbeit des Heydekrüger Vereines „Heide“, der mit Chor und eigener Tanzgruppe auftrat, gab Frau Aldona kurze Informationen. Danach präsentierte das Tanzensemble vom Kulturzentrum Osterode / Ostpreußen sein breites Repertoire in historischen Ballkostümen. Eine Augenweide war ebenfalls die Kinder- und Jugendtanzgruppe „Saga“ aus Bartenstein, die mit hübschen ostpreußischen Trachten und Volkstänzen aufwartete. Außerdem zeigten die Chöre aus Memel, Lötzen, Sensburg-Peitschendorf und Osterode ihr Können, indem sie ebenfalls Heimatlieder und Gedichte vortrugen. Und auch Heimatsänger „BernStein“ brachte bekannte und neue, oft selbstverfaßte Ostpreußenlieder aus seinem beliebten Repertoire zu Gehör. Als engagierter Moderator verstand er es, einige Mitwirkende an das Mikrofon zu holen und selber zu Wort kommen zu lassen. Zwischendurch gab es immer wieder Suchanfragen, die per Mikrofon öffentlich weitergegeben wurden.

Zum Schluß wurden alle Mitwirkenden zum Großen Finale auf die Bühne gerufen. Ehe die Busse abfuhren, sprach Manfred Schukat das Schlußwort, dankte den fleißigen Helfern für ihren enormen Einsatz und lud die Landsleute zu den nächsten Veranstaltungen ein. Dieser Tag in Rostock hat wieder gezeigt, daß die Ostpreußen sich rufen lassen und zusammengehören.

Kreuzworträtsel (Fragen):

Gotteshaus – persönl. Fürwort (zweite Person) – zum belebten Teil der Natur gehörend – Laden, Geschäft (engl.) – Berg im Himalaja (Mount ...) – Ackergerät – Staat in Südwestafrika – ugs.: Gelegenheitsarbeiter – spanischer Fluss – von der Zeit an – Querholzfahne, Panier – rhythm. betonter Jazz (Kzw.) – dt. Schriftsteller (Wilh.) – gemahlenes Getreide

Schlamm für Heilzwecke – Verkehrsteilnehmer

enthülst. Gersten-, Weizenkorn – eiförmig – Nuss- oder Mandelkonfekt – chemisches Element – Oper von Verdi – bibl. Stammvater (Arche) – Stadt in Südwestengland

Weltorganisation (Abk.) – fressen (Wild) – Bewohner des Morgenlandes

Schrotgewehr – vulkan. Gesteinsschmelzfluss – Probe, Stichprobe – vorschriftsmäßig, üblich – indische Währungseinheit – enge Straße – Aristokratie – Missbilligung ausdrücken

Nachtvogel – Zersetzungsvorgang – Fischknochen

enthaltsame Lebensweise – kleines Lokal für Kaltspeisen – Magier, Hexer – ungebundene Form der Sprache – Landschaftsgarten – griechische Quellnymphe

Ausflug, Reise – tragender Bauteil – Empfehlung – österr. Komponist (Nico) – Gabe, Schenkung

Bruder Jakobs im A.T. – Titulierung – süddeutsch: Lohn, Gehalt

Warnung bei Gefahr – ein Marder – Schulleiter – fehlerlos, richtig

Nähgerät – feines Baumwollgewebe – Gerücht, Nachrede (lat.) – gesundheitlich beeinträchtigt

Milchprodukt, Brotaufstrich – poetisch: Wäldchen

Gewebe

Stadt in Nebraska (USA) – Festkleid; Festkonzert – Abwendung, Lossagung

Gewinn, Ausbeute – Wundstarrkrampf (Med.) – positives Ergebnis – Tapferkeit – nordafrik. Mischvolkangehöriger

Eichhörnchenpelz – Körperbaulehre d. Lebewesen

starker Wind – Vorsilbe: gegen (griech.) – Tubeninhalt – träge, arbeitsunlustig – linker Nebenfluss der Donau – zauberkräftige Flüssigkeit

Hauptstadt Taiwans – munter, lebhaft – früherer Lanzenreiter – ausgenommen, frei von – jeder ohne Ausnahme

römische Göttin der Morgenröte – britische Insel

Stadt in Südafghanistan – Kfz-Zeichen Trier – Verhältniswort – einerlei; gleichartig – Kopfschutz

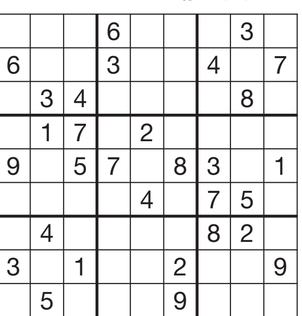
Rennstrecke; abgeteilte Spur – franz. weiblicher Artikel

Empfangsbescheinigung – Burg-, Klostersaal – mit Metallbolzen befestigen

Sudoku

			6				3	
6			3			4		7
	3	4					8	
	1	7		2				
9		5	7		8	3		1
				4		7	5	
	4					8	2	
3		1			2			9
	5				9			

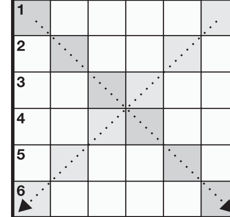
Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!



Diagonalrätsel

Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Himmelsrichtungen.

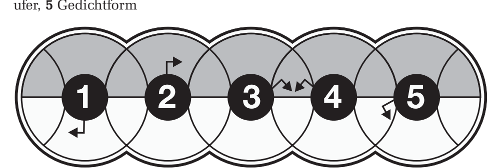
1 hohe Stimmlage,
2 Ansteckplakette,
3 Hindernis,
4 Bootszubehör,
5 Sprossenstiege,
6 römischer Meergott



Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein Schmuckstück.

1 elektrisches Stromstärkemaß, **2** Pädagoge, **3** größeres Gebäck, **4** Meeresufer, **5** Gedichtform



So ist's richtig:

OS PAJE B M
KIRCHE FANGO BUSFAHRER
HG OVAL G BORE NOAH
GRAUPE UNO B ORIENTALE
N REGULAER IT EBX
FLINTE GAERUNG GRAETE
ASKESE A PROSA DAT
VC STUETZE I SPENDE
FAHRT LI ANREDE SALAER
ESAU A OTTER JL
B BATIST KRANK
NADEL STOFF EDO
ERTRAG A ABKEHR
ERFOLG MUT AR
STURM ANATOMIE
E FAUL TRANK
TAIPEH AN EUT
KANDAHAR AURORA
NTS EGAL HELM
QUITTUNG BAHN LA
S REMTER NIETEN

Diagonalrätsel: 1. Sopran, 2. Button, 3. Huerde, 4. Paddel, 5. Leiter, 6. Neptun – Sueden, Norden

Kreiskette: 1. Ampere, 2. Lehrer, 3. Kuchen, 4. Kueste, 5. Sonett – Perlenkette

Sudoku:

1	7	8	6	9	4	2	3	5
6	9	2	3	8	5	4	1	7
5	3	4	2	1	7	9	8	6
4	1	7	5	2	3	6	9	8
9	2	5	7	6	8	3	4	1
8	6	3	9	4	1	7	5	2
7	4	9	1	5	6	8	2	3
3	8	1	4	7	2	5	6	9
2	5	6	8	3	9	1	7	4

In schwerer Not Zeichen gesetzt

Vor 60 Jahren erhielt die für die Care-Pakete hauptverantwortliche Hilfsorganisation der Quäker den Friedensnobelpreis

Von Klaus J. Groth

Auch für Liebesgaben gibt es Normen. Sogar 15 unterschiedliche. Eine besonders beliebte Standardnorm enthielt Fleischkonserven, Speisefett, Zucker, Trockenmilch, Mehl, Schokolade, Kaffee, Kaugummi, Zigaretten sowie Seife, Wolldekken, Nähzeug, Kleider und Schuhe. Zigaretten fehlten in Standard Nummer zwei ebenso wie Kaugummi. Dafür befanden sich Windeln darin, Saugfläschchen und Schnuller. Genau das, was für Kleinkinder unbedingt benötigt wird. Standard eins hingegen wurde für Erwachsene zusammengestellt.

Bestimmt waren diese Gaben für die notleidenden Menschen im zerstörten Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Bekannt wurden sie als Care-Pakete. Dieser Begriff machte geradezu Karriere als Synonym für Liebesgaben. Dabei ist das Wort, das wie „Caritas“ klingt, lediglich die zweckmäßige Abkürzung für „Cooperative for American Remittances to Europe“. 22 Organisationen und Wohlfahrtsverbände in den Vereinigten Staaten hatten sich im November 1945 zu dieser Initiative zusammengeschlossen, unter anderem die Heilsarmee, Gewerkschaften, die Church of Brothers, die Mennoniten – und federführend die Quäker. Vor 60 Jahren wurde die Hilfsorganisation der Quäker – der Friends Service Council (FSC) in London und das American Friends Service Committee (AFSC) Washington, D.C. – mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.

Als das Hilfsprogramm 1945 für das geschundene Europa entwickelt wurde, da war das geschlagene Deutschland noch keinesfalls unter den Adressaten aufgeführt. Doch bereits im Februar 1946 verfügte Präsident Harry S. Truman, die Aktion solle auch den Deutschen helfen. Bis die ersten Care-Pakete dann im August 1946 eintrafen, verging noch einmal ein halbes Jahr. Bis 1960 dauerten diese Hilfslieferungen im Westen Deutschlands an, in West-Berlin noch bis 1963. Acht Millionen Care-Pakete wurden über Bremen angelandet und in Deutschland ausgeliefert.

Umfang und Dauer dieser Hilfslieferungen ließen die Care-Pakete bis heute im Gedächtnis gegenwärtig bleiben. Dabei waren ihre Initiatoren keineswegs die einzigen, die den Deutschen in ihrer großen Not halfen. 214 Hilfsorganisationen aus 27 Ländern setzten sich für die Menschen im Deutschland der Nachkriegszeit ein.

Für die Quäker hatte die Hilfe für notleidende Menschen nach einem Krieg damals schon eine lange Tradition. Bereits 1813 gründeten deutsche und englische Quäker einen Hilfsfonds für die Opfer der napoleonischen Kriege in Sachsen. Ab 1870 stellten die Quäker ihre Hilfe in und nach Kriegszeiten unter das Zeichen des Quäkersterns. Damit wurde die „Quäkerhilfe“ zum Überbegriff für die Arbeit der Hilfswerke, welche die Quäker gegründet haben. Jedes Hilfswerk arbeitet eigenständig. Nach dem Ersten Weltkrieg waren es die Quäker, die viele Menschen in Europa – vor allem in Deutschland, Frankreich, Serbien und Rußland – vor dem Verhungern bewahrten. So, wie sie es auch nach dem Zweiten Weltkrieg taten.

Menschen, die sich an die schweren Jahre nach dem Krieg erinnern, wissen die Bedeutung dieser Hilfe in kaum noch vorstellbarer Notzeit zu würdigen. Große Städte lagen in Trümmern, in nahezu jeder Familie wurde um einen Angehörige getrauert, ganze Jahrgänge der Männer fehlten, Invaliden gehörten zum Alltag. Es mangelte an Wohnraum, an Kleidung, an Essen. Kinder konnten nicht zur Schule gehen, weil sie keine Schuhe hatten. Schulen mußten schließen, weil Kohlen für die Heizung fehlten. Den Menschen, die als Flüchtlinge kamen, besaßen oftmals nicht mehr als das, was sie am Leibe trugen.

Keine Großstadt im Nordwesten Deutschlands hat mehr Flüchtlinge aufnehmen müssen als Lübeck. Die 1942 bei einem Luftangriff stark zerstörte Stadt zählte nach dem Ende des Krieges 250 181 Einwohner. Das waren 100 000 mehr als 1939. Mit Schiffen und über Land erreichten die Vertriebenen aus West- und Ostpreußen, aus Pommern und Mecklenburg in zwei Wellen die Stadt. Der große Zustrom setzte im Januar 1945 ein, als die ersten 1000 Menschen auf der Flucht vor der vorrückenden sowjetischen Armee eintrafen. Danach wurden es von Monat zu Monat mehr. Im Juni 1945 kamen 33 500 Flüchtlinge nach Lübeck.

Die erste große Flüchtlings-Aktion lief unter der Bezeichnung „Influx“. Vom November 1945 bis zum Februar 1946 kamen 118 800 Vertriebene aus besetzten Gebieten in das Lübecker Lager Pöppendorf. Die zweite Flüchtlingswelle erreichte mit der Aktion „Swallow“ vom Februar 1946 bis zum Januar 1947 Lübeck. Sie führte weitere 195 000 Vertriebene in die überfüllte Stadt. Gleichzeitig wurde das Lager Pöppendorf als Durchgangsstation für zu entlassende deutsche Kriegsgefangene genutzt. Während der ersten zehn Monate wurden monatlich im Durchschnitt 50 000 Flüchtlinge durch das Lager geschleust. Das waren 1700 Menschen am Tag. 620 000 Flüchtlinge lebten vorübergehend in Pöppendorf, bevor das Lager schließlich 1951 aufgelöst wurde.



Ein Segen für die leidgeplagte Bevölkerung: Verteilung von Produkten aus Care-Paketen im Flüchtlingslager Spenerstraße in Berlin-Moabit 1953 Foto: Ullstein

Und längst nicht für alle war Pöppendorf nur Durchgangsstation. Viele haben dort lange unter den erbärmlichsten Umständen leben müssen. Nicht immer fanden die Flüchtlinge Aufnahme am Zielort, wenn sie aus dem überfüllten Lager Pöppendorf in ein anderes verlegt werden sollten. Sie mußten dann zurück. Ab April 1947 wurde Pöppendorf, nachdem auch andere Lager des Landes restlos belegt waren, zum Dauerlager.

Die Not der Menschen war allgegenwärtig – in Lübeck, das hier beispielhaft aufgeführt wird – und überall in Deutschland. Das Gesundheitsamt Lübeck zählte 1938 in der Stadt vier Typhusfälle, 1945 waren es 649, von der Ruhr hatte man 1938 zehn Fälle registriert, 1946 waren es 293. Die Tuberkulose wuchs im gleichen Zeitraum von 138 Fällen auf 2677 an, Keuchhusten und Krätze von Null auf 1532 beziehungsweise 6016 Fälle.

Hunger und Mangel bestimmten den Alltag. 1935 hatte die Ernährungskommission des Völkerbundes Richtlinien für die erforderlichen Tagesrationen veröffentlicht: 2400 Kalorien, für Frauen mit achtstündiger Hausarbeit 2800 Kalorien. Von Frauen, die auf den abgeernteten Feldern Kartoffeln stoppeln oder in den Städten Trümmer beseitigen mußten, war da nicht die Rede. 1945 entsprachen die für den normalen Tagesbedarf an Fett und Eiweiß gedachten Mengen einer Wochenration. Am schlimmsten war die Versorgungslage in der französischen Besatzungszone, etwas besser waren die Menschen in der britischen und der US-amerikanischen Zone dran. Der Winter 1946/47 war besonders hart, der darauf folgende Sommer war zu trocken, er brachte eine schlechte Ernte.

Die Sicherung des täglichen Brotes war die erste Sorge des Tages. Für viele Kinder war die Schulspeisung die einzige warme Mahlzeit des Tages. Dänische, schwedische Verbände begannen damit im März 1946. Ab 1947 gab es dann in der britischen und der US-amerikanischen Zone die sogenannte „Hoover-Speisung“. Herbert Hoover hatte im Auftrag der US-Regierung Europa bereist und Pläne für die Linderung der schlimmsten Ernährungsmängel entwickelt. Viele Kinder gingen nun mit dem alten Kochgeschirr aus Vaters Wehrmachtsausrüstung zur Schule. Besonders beliebt waren die Tage, an denen Schokoladensuppe mit Graupen ausgeteilt wurde.

Das war die Situation in Deutschland, als die ersten Care-Pakete eintrafen. Darum blieben sie fester Teil der Erinnerung an die Zeit unmittelbar nach dem Krieg. Als Bundespräsident Theodor Heuss 1951 zu einer Dankspende aufrief, schrieb er: „Es wäre heute in Deutschland schlimm um uns alle bestellt, wenn uns in den Jahren der bittersten Not nicht so viele Völker der freien Welt aus freien Stücken hilfreich beigestanden hätten. Wir werden und dürfen nicht vergessen, daß die Geldspenden und all die Gaben in Millionen von Liebespaketen den Hunger von der Schwelle jagten, unzähligen Menschen, jung und alt, das Leben retteten, daß sie Schmerzen stillten und die Mutlosen neuen Mut fassen ließen.“

Die Spendenaktion der Deutschen für ihre Spender wurde 1953 abgeschlossen. Ihr Ergebnis: 1,5 Millionen Mark zum Kauf der Werke zeitgenössischer Künstler. Mit deren Bildern wollte man einen Teil des Dankes des deutschen Volkes abstatten.

Wiederholt sich Geschichte?

Gedanken und Assoziationen zur Kriegserklärung der USA an Österreich-Ungarn am 7. Dezember 1917

Von Manuel Ruoff

Als Historiker hat man es nicht leicht. Häufig erlebt man, daß es heißt: „Geschichte mag ja ganz interessant sein. Aber das sind doch olle Kamellen, Schnee von gestern. Aber die Gegenwart. Das ist doch etwas ganz anderes, etwas völlig Neuartiges, mit Herausforderungen, die noch nie dagewesen sind.“

Spricht daraus nicht außer mangelhafter Kenntnis der Geschichte Egozentrik und die fehlende Bereitschaft zur Selbstreflexion, zur Selbstrelativierung? Natürlich wiederholt sich Geschichte nicht, und man kann das gar nicht oft genug wiederholen. Aber das Leben ist doch voller Parallelen, Analogien und Ähnlichkeiten.

Nehmen wir als Beispiel die Gegenwart. In welcher Situation befinden wir uns heute? Die Deutschen haben vor einigen Jahrzehnten in einem großen Krieg – dem Zweiten Weltkrieg – eine verheerende militärische Niederlage erlitten. Sieger waren die Vereinigten Staaten von Amerika und deren Verbündete. Anschließend hatten wir eine bipolare Weltordnung. Der eine Pol waren die USA, der andere Pol war Rußland. Heute stehen noch immer Soldaten der USA in unserem Land. Wir sind inzwischen mit den USA verbündet. Wir führen als Juniorpartner der USA einen Krieg in einem dritten Land – Afghanistan.

Und wie war die Situation vor 195 Jahren, 1812, in Preußen? Preußen hatte einige Jahre zuvor in seinem bis dahin letzten großen Krieg – dem Vierten Koalitionskrieg von 1806/07 – eine verheerende militärische Niederlage erlitten. Sieger war Frankreich mit seinen Verbündeten. Anschließend hatte es eine bipolare Ordnung auf dem europäischen Kontinent gegeben. Der eine Pol war Frankreich, der andere Pol war Rußland. Vor 195 Jahren, 1812, standen immer noch Soldaten Frankreichs in Preußen. Preußen war mittlerweile mit Frankreich verbündet. Preußen führte als Juniorpartner Frankreichs Krieg in einem dritten Land – Rußland.

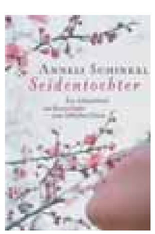
Nun heißt es aber, einen „asymmetrischen Krieg“ – das neue Zauber- und Modewort – hätten wir noch nie gehabt. Das sei eine völlig neue Herausforderung, die völlig neue Mittel verlange. Dabei gab es asymmetrische Kriege schon früher – gerade auch in der eben angesprochenen Zeit, der napoleonischen. Damals nannte man das „kleiner Krieg“. Wenn eine Hegemonialmacht nach einer unipolaren Ordnung strebt – sei es nun die einzige verbliebene Supermacht USA global oder Napoleons Kaiserreich auf dem europäischen Kontinent –, kann es immer Widerstände geben und militärisch unterlegene Kräfte, die als Alternative zur Unterwerfung nur den asymmetrischen Krieg, den sogenannten „Krieg des kleinen Mannes“, den „kleinen Krieg“, den irregulären Krieg, den entgrenzten Krieg sehen. In der napoleonischen Zeit bedienten sich insbesondere die Spanier dieser Kriegsführung, aber auch die Tiroler taten dies. Heute sprechen insbesondere die USA hinsichtlich der irregulären Kämpfer von Terroristen, damals sprach man von Guerillakämpfern.

Nun mag man einwenden, die spanischen Guerillakämpfer hätten im Gegensatz zu El-Kaida ihren Kampf nicht in das Land des Gegners getragen und nicht gezielt Zivilisten getötet. „Nine Eleven“ (9. September), wie es so schön heißt, also der Anschlag von New York, sei insofern etwas qualitativ Neues. So qualitativ neu ist „Nine Eleven“ nun allerdings auch nicht. Man denke nur an „Six Twentyeight“ (28. Juni) – den Anschlag von Sarajewo.

Wie reagierten die USA auf „Nine Eleven“? Sie begannen ihren Krieg gegen den Terror. Spuren führten von New York nach Afghanistan. Die USA intervenierten in Afghanistan, um dort einen Regimewechsel herbeizuführen. Und wie reagierte Österreich-Ungarn 1914 auf „Six Twentyeight“? Es begann seinen Krieg gegen den Terror. Spuren führten von Sarajewo nach Serbien. Österreich-Ungarn intervenierte in Serbien, um dort einen Regimewechsel durchzuführen.

Und wie reagierte das Deutsche Reich 1914? Es sah den Bündnisfall gegeben, übte „uneingeschränkte Solidarität“, um es mit einem Wort von Altkanzler Gerhard Schröder zu sagen. Unabhängig von der Richtigkeit des Vorwurfes besteht heute ein breiter Konsens, daß die Solidarität des Deutschen Reiches mit Österreich-Ungarn 1914 zu weit gegangen sei. Gerne spricht man vom „Blankoscheck“, den Berlin Wien ausgestellt habe. Ein solcher Konsens besteht hinsichtlich der Beurteilung der Solidarität der Bundesrepublik Deutschland mit den USA bislang noch nicht.

Und wie verhielten sich damals die USA? Übten sie Solidarität, unterstützten sie das von Terroristen angegriffene Österreich-Ungarn und dessen Verbündete in deren Krieg gegen den Terrorismus? Verhielten sie sich auch nur wohlwollend neutral? Sie taten nichts von beidem. Statt dessen schlugen sie sich auf die Seite der Terroristen und verhalfen ihr zum Sieg. Vor 90 Jahren, am 7. Dezember 1917 erklärten die Vereinigten Staaten von Amerika Österreich-Ungarn den Krieg.



Findelkind sucht Eltern

Südkoreanerin findet Mutter

Anneli Schinkel, ein urdeutscher Name möchte man meinen, doch das Gesicht der jungen Frau, die diesen Namen trägt, zeigt fremdländische Züge, die so gar nicht deutsch anmuten. Das liegt daran, daß die 1982 Geborene ein Adoptivkind aus Korea ist. Allerdings fühlt sich Anneli äußerst deutsch, doch als ihr eines Tages eine Einladung aus Südkorea in den Briefkasten flattert, kann die Schülerin nicht widerstehen. „Ich wuchs in Geborgenheit auf und kann mir kein besseres Zuhause vorstellen. Und doch beschloß ich eines Tages, auf Spurensuche zu gehen. Auf die Suche nach meinen Wurzeln, nach meiner Mutter. Sie anzuschauen und zu sehen, ob ich ihr ähnlich bin, das war mein großer Wunsch. Gibt es irgendwo einen Menschen auf dieser Welt, dem ich ähnle? Von dem ich das fröhliche Lachen habe, die Nase, die Augen?“

Ihre Adoptiveltern bestärken Anneli, die Einladung anzunehmen. Was sie auf dieser Reise in ihr Geburtsland erlebte, schildert die Studentin in „Seidentochter – Ein Adoptivkind aus Korea findet seine leiblichen Eltern“.

Anneli Schinkel schildert, wie sie mit 29 Schicksalsgefährten nach Südkorea reiste und kaum Hinweise auf ihre Herkunft hatte. Da sie vor einem Waisenhaus abgelegt worden war und schon mit vier Monaten zur Adoption nach Deutschland gegeben wurde, hat sie selber überhaupt keine Erinnerungen. Doch in einer Fernsehshow in Südkorea erzählt die junge Deutsche ihr Schicksal und das Unglaubliche passiert: Es meldet sich eine Frau, die angibt, ihre Mutter zu sein. Und dann der Anruf: „Der Fernsehsender hat das Ergebnis der DNA-Analyse. Es ist zu 99,9 Prozent positiv. Du hast deine Mutter gefunden.“

Nachvollziehbar beschreibt die Autorin, was in ihr vorging.

Erstaunlich erscheint allerdings die Tatsache, daß über alle Freude, ihre Mutter kennenlernen zu können, auch Schuldgefühle aufkommen. Vor allem gegenüber ihrem Bruder Jannik, ebenfalls ein Adoptivkind aus Südkorea, fühlt sie sich vom Glück bevorzugt ... allerdings nur kurzfristig.

Vor laufender Kamera lernt Anneli dann ihre leiblichen Eltern kennen und fühlt sich von Gefühlen überwältigt, doch ihr bleibt nur wenig Zeit mit ihrer Mutter, denn diese erkrankt an Krebs. Das Kennenlernen wird gleichzeitig ein Abschiednehmen.

„Viele Adoptierte haben Angst vor der Suche nach der leiblichen Familie. Ich kann diese Angst verstehen. Mit meiner Geschichte möchte ich zeigen, daß selbst ein Findelkind das Glück haben kann, Licht ins Dunkel der eigenen Biographie zu bringen.“ *Bel*

***Anneli Schinkel: „Seidentochter – Ein Adoptivkind aus Korea findet seine leiblichen Eltern“**, Ehrenwirth, Bergisch Gladbach 2007, geb., 251 Seiten, 16,95 Euro, Best.-Nr. 6477*



Festliche Geschichten

Weihnachtsgeschichten von unterschiedlichem Niveau

Woran mag es liegen, daß sich ausgerechnet um die Weihnachtszeit so viele Geschichten ranken wie sonst um keine andere Jahreszeit? In Lyrik und Prosa versuchen die Menschen, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Autoren fühlen sich inspiriert von dem Geschehen in der heiligen Nacht und bemühen sich mit eigenen Worten, diese alte Geschichte zu interpretieren. Schon seit Jahrhunderten haben Dichter und Schriftsteller sich dieses Themas bemächtigt. Und immer wieder zur Weihnachtszeit kommen Bücher mit Weihnachtsgeschichten aller Art auf den Markt. Zwei sehr unterschiedliche neue Publikationen seien hier herausgegriffen.

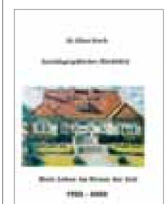
HF Witzel, 1949 in Braunschweig geboren, lebt seit langen Jahren in Berlin und hat sich mit seinen christlichen Geschichten einen Leserkreis erobert. In seinem neuen Buch „Nach dem Fest ist vor dem Fest“ legt er eine bunte Reihe von Kurzgeschichten vor, die sich allesamt um das Fest der Feste drehen. Da läßt er die Hirten auftreten, denen der Engel die frohe Botschaft verkündet, aber auch Karl May (?), der zu Weihnachten immer wieder in große Schwierigkeiten gerät. Man begegnet Harri und dem Engel 10 961 oder Markus Tillmann, der unerwartet den Weihnachtsmann spielen muß und so das Glück seines Lebens findet. Auch Sara und Yildirim finden an Weihnachten zueinander. Geschichten, die das Leben schrieb? Na ja, ein gehöriger Schuß Phantasie ist dem Autor nicht abzusprechen.

Solider sind da schon die Texte, die Eckart Kleßmann für „Das Hamburger Weihnachtsbuch“ gesammelt hat. Friedrich Gottlieb Klopstock und Matthias Claudius stehen für Weihnachten im 18. Jahrhundert. Da findet sich etwa die „Weihnachts-Cantilene“ von Claudius, die von dem Königsberger Komponisten Johann Friedrich Reichardt vertont wurde und am 22. Dezember 1785 in der Berliner Nicolai-Kirche uraufgeführt wurde. Der Maler Philipp Otto Runge ist entsetzt, als er Weihnachten 1803 hört, daß sein Paket an die von ihm sehr verehrte Pauline Bassenge verlorengegangen ist: „Ich hatte dir noch dazu einen Liebesbrief auf Patentpapier geschrieben (müssen sie ersetzen!) ...“

Für das 20. Jahrhundert kommen allerlei Schriftsteller zu Wort, deren Schaffen einerseits mit der Hansestadt verbunden ist, andererseits aber auch mit der jüngeren deutschen Literaturgeschichte. Von Joachim Ringelnatz über Walter Kempowski bis hin zu Wolfgang Borchert und Siegfried Lenz hat Kleßmann alles aufgeboten, was Rang und Namen hat. Den krönenden Abschluß des Buches bildet ein Kapitel über die alte Hamburger Weihnachtsküche, die heutzutage jedoch nicht so leicht mehr nachzukochen ist. Karpfen blau und Braune Kuchen werden allerdings noch einmal in zeitgemäßen Rezepten vorgestellt. Der Feinschmecker wird's danken.

Weihnachten und essen gehören offenbar ebenso zusammen wie Weihnachten und Geschichten erzählen. Die schönste Weihnachtsgeschichte aber ist allemal die mit dem berühmten Anfang: „Es begab sich aber zu der Zeit ...“ *os*

***H. F. Witzel: „Nach dem Fest ist vor dem Fest – Weihnachtsgeschichten“**, Verlag der St.-Johannis-Druckerei, Lahr 2007, 96 Seiten, brosch., 6,95 Euro, Best.-Nr. 6478; **Eckart Kleßmann (Hrsg.): „Das Hamburger Weihnachtsbuch“**, Ellert & Richter Verlag, Hamburg 2007, 252 Seiten mit 44 Abb., geb., 19,95 Euro, Best.-Nr. 6479*



Wo seine Wiege stand

Ostpreuße erinnert sich an seine verlorene Heimat

Und am Anfang steht das Ostpreußenlied: Klaus Krech macht gleich zu Beginn seiner Lebenserinnerungen deutlich, wo seine Wiege stand. Und wer es ganz genau wissen will, kann auch auf der beigefügten Ostpreußenkarte verfolgen, wo der Autor seine ersten Lebensjahre verbracht hat.

In „Mein Leben im Sturm – ein Ostpreuße geht seinen Weg in Krieg und Frieden“ zeigt Krech auf, wo seine Wurzeln liegen. Seine Heimat und seine Familie sind dem gebürtigen Wittichsfelder wichtig. Auch auf die geschichtlichen Hintergründe seiner Heimat und der Zeit seiner Geburt geht der 1925 Geborene ein. Vor allem seines 1944 gefallenen Bruders Joachim gedenkt Klaus Krech. In „Als Fernaufklärer über Rußland – Schicksal ohne Chance“ (zu beziehen über den Autor, siehe unten) hat er bereits seinen militärischen Werdegang dokumentiert, im aktuell vorliegenden Buch geht er auf das Ergebnis seiner Recherchen ein. „Am 8. April 1944 schrieb der Staffelkapitän, Hauptmann Günter Kratzmann an die Eltern der vermißten Besatzung einen Brief, so auch an unsere Mutter, der die Hoffnung ausdrückte, daß die Mannschaft wahrscheinlich in Gefangenschaft geraten sei und nach dem Krieg mit ihrer Rückkehr zu rechnen sei.“

Da Klaus Krechs Mutter und ihr zweiter Ehemann – der Vater war nach der Scheidung nach Kanada ausgewandert – rechtzeitig mit vier Trakehnern und Wagen vor der Roten Armee flüchteten, fand der junge Soldat, der bei Kriegsende in Dänemark stationiert war, 1945 seine Familie unversehrt in Niedersachsen wieder. „Zwar hatten sie ihre komfortable Landvilla und ihr florierendes Betriebsimperium ... verloren, dennoch waren sie wieder reicher als viele geflüchtete Landsleute, die nur mit dem, was sie auf dem Leib hatten, in Erdlöchern, Viehställen, Baracken und Nissenhütten dahinvegetieren mußten.“

Im folgenden schildert Krech seinen weiteren Lebensweg: Studium, Familiengründung, Berufsleben und die Spurensuche nach dem nach Kanada ausgewanderten Vater.

Den persönlichen Lebenserinnerungen sind zahlreiche Fotos und Kopien wichtiger Dokumente beigefügt. *R. B.*

***Klaus Krech: „Mein Leben im Sturm – ein Ostpreuße geht seinen Weg in Krieg und Frieden“**, zu beziehen beim Autor, Waldemar-Bonsels-Weg 34, 22926 Ahrensburg, Telefon 0 41 02/ 5 68 11, Din-A4, 30 Euro*

Und was nun?

Wie man den Übergang in die Rente bewältigt

Die Rente! Millionen Menschen bibbern ihr sehnsüchtig entgegen, doch wenn es so weit ist, schaut so mancher komisch aus der Wäsche. Christine Swientek hat in „Ins wilde, weite Land des Alterns – Eine Routenbeschreibung“ zahlreiche Erlebnisberichte und fachmännische Weisheiten miteinander vereint und so einen hilfreichen Ratgeber geschaffen.

Sie selbst hatte beim Eintritt in den Ruhestand durchaus Probleme. Da hat sie seit ihrem dritten Lebensjahr einen festen Tagesablauf gehabt und jetzt? Außerdem redete ihre preußische Pflichterfüllung ihr immer wieder ein, daß man sich nicht hängen lassen dürfte. Etwas Sinnvolles tun, so ihr Bedürfnis. Nur was? Und so: „Das erste Jahr war eine schwer verdauliche Mischung aus überströmenden Glücksgefühlen, Dankbarkeit ‚es geschafft‘ zu haben, Unruhe, Übermüdung, Zerrissenheit, Euphorie und der beständigen Überlegung, was jetzt ‚noch lohnt‘.“

Im Rahmen der Buchrecherche hat die ehemalige Professorin für Erziehungswissenschaften festgestellt, daß es vielen schwerfällt, aus dem vollen Berufsleben plötzlich auf Null runterzufahren. Vorher hatten sie eine Aufgabe, ihr Wissen war gefragt und jetzt waren sie plötzlich nur noch einer von über 20 Millionen Rentnern.

In einem von ihr geschilderten Beispiel läßt sich eine pensionierte Dame einfach fallen und faulenzt den ganzen Tag. Außer zum Einkaufen verläßt sie nicht mehr ihr Haus, sie muß ja nicht. Auch auf Treffen mit Freunden hat sie keine Lust, das Nichtstun saugt sie auf ... bis eine Freundin vor der Tür steht und „die fette Henne“, die sie geworden ist, da sie sich zwölf Kilo angefuttert hat, zwingt, mit ihr außer Haus zu gehen. Erst als sie normale Kleidung statt Schlabberlook anlegen will, stellt sie fest, daß alles nicht mehr paßt.

Ein anderer Fall belegt, wie schwer es manchen fällt, das Zepter aus der Hand zu geben. So berichtet eine Frau von den Problemen ihres Mannes, nachdem dieser auf Druck seiner Familie seine Bäckerei mit 65 Jahren an seinen Schwiegersohn übergeben hat. Als dieser jedoch neue Maschinen anschafft, rastet der noch in der Backstube befindliche Rentner aus. Die traurige Bilanz der Ehefrau über ihren Mann: „Ich glaube, er hätte lieber auf zehn Rentnerjahre verzichtet mit mir und dem Enkel und dem Garten und auf Reisen – und wäre lieber mit 66 tot in seiner Backstube zusammengebrochen!“

Christine Swientek macht deutlich, wie wichtig Rituale in dieser Lebensphase sind. Diese würden schon mit der Verabschiedung anfangen. So klagt die Autorin über die Lieblosigkeit bei ihrem ehemaligen Arbeitgeber, der Universität Hannover: „Es war eine Institution, in der eines Tages der Muff von tausend Jahren aus den Talaren geschüttelt wurde ... und alles Menschenfreundliche dazu. Nur keine Tradition!“ Wer jedoch nett verabschiedet würde, mit Geschenk, Lobrede, gemeinsamer Feier, erlebe den Einschnitt im Leben durchaus besser als jemand, der einfach am nächsten Tag nicht mehr zur Arbeit gehe. Und auch im Ruhestand selber sei es gut, anfangs gewisse Zeitpläne und Ziele zu haben. Nur wenige überstünden es gut, von lauter Pflichten in die absolute Freiheit überzugehen. Stammtischtreffen, Sportkurse, Ehrenämter würden durchaus helfen, wobei Ehrenämter in den Augen die Gefahr aufweisen, daß manche hier ihre alte Profilierungssucht ausleben würden und ihre Selbstbestätigung hier finden wollten. „Wer bin ich, wenn ich niemand mehr bin“, sei schließlich eine Frage, die so manchen Ruheständler zermürbe.

Zwar hat die Autorin keine Patentrezepte, aber viele ihrer Beispiele helfen vor allem, eigene Probleme zu erkennen, um sie so bewußter angehen zu können. *Bel*

***Christine Swientek: „Ins wilde, weite Land des Alterns – Eine Routenbeschreibung“**, Herder spektrum, Freiburg, broschiert, 223 Seiten, 9,90 Euro, Best.-Nr. 6480*



Rufrettung

Junger Historiker verteidigt Wehrmacht

Im Jahr 2004 ging in Polen eine Ausstellung auf die Reise, deren Macher sich vorgenommen hatten, unter dem Titel „Größte Härte ...“ die Verbrechen der Wehrmacht in Polen im September und Oktober 1939 bekannt zu machen. Darüber hinaus verbreiteten sie die Behauptung, es sei von Anfang an von deutscher Seite ein Vernichtungskrieg gegen Polen geführt worden. Das erinnert an die Anti-Wehrmachtausstellung der Herren Heer und Reemtsma, die nach Aufdeckung zahlreicher gravierender Fälschungen von ihren Initiatoren aus dem Verkehr gezogen werden mußte.

Nachdem sie in Polen auf Beifall stieß, nimmt die Ausstellung nun ihren Weg durch Deutschland. Veranstalter ist das Deutsche Historische Institut Warschau sowie das polnische Institut des nationalen Gedenkens. Bezahlt wird die Show offensichtlich aus Polen. Der verantwortliche führende Historiker ist Jochen Böhler, der die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, aber in Warschau arbeitet. Er wurde bereits mit dem Preis des Generalkonsulats Polens in Köln geehrt wie mit einem solchen des Polnischen Wirtschaftsforums in Deutschland. Mitautor des Katalogs ist Prof. Hans-Erich Volkmann, den der streitbare Publizist Rüdiger Proske zum Kern der sogenannten „Roten Zelle“ im Militärgeschichtlichen Forschungsamt zählte.

Der junge deutsche Historiker Daniel Heintz hat Ausstellung und Katalog kritisch durchleuchtet und die von ihm entdeckten gravierenden Fehler in einer Broschüre dargestellt, die den Titel der Ausstellung persifliert: „Größte Zumutung ... Vergehen gegen die historische Wahrheit“. Der renommierte Militärhistoriker Generalleutnant a. D. Dr. Franz Uhle-Wettler steuerte ein treffendes Vorwort bei.

Wie das große Vorbild, die umstrittene Reemtsma-Ausstellung, zeichnet sich auch die neue Propaganda-Schau dadurch aus, daß sie, wie Daniel Heintz schreibt, Quellen mangelhaft zitiert, Fakten, die der Voreingenommenheit der Macher im Wege stehen, verschweigt, Argumente übersieht, die erst den Gesamtzusammenhang verdeutlichen. Heintz vermutet, daß „der Autor aus ideologischen Gründen eine einseitige Auswahl und Interpretation von Textstellen vorgenommen hat“, um seine These von der verbrecherischen Wehrmacht zu stützen. Außerdem verallgemeinert er in unzulässiger Weise Einzelfälle, indem er es unterläßt, für seine Behauptungen Belege zu liefern.

Daß von den ersten Tagen an polnische Partisanen angegriffen haben, leugnet der Ausstellungsverantwortliche. Das Vorgehen der Wehrmacht gegen diese Freischärler bezeichnet er als „Chimäre“ und führt sie auf „deutsche Psychosen“ zurück, obgleich eine Fülle von Dokumenten das völkerrechtswidrige Vorgehen der Partisanen belegt. Wurden aufgegriffene Partisanen von deutschen Standgerichten verurteilt und hingerichtet, dann war das für Böhler immer „Mord“. Einzelne Übergriffe deutscher Soldaten dienen ihm zur Behauptung, sie seien „massenhaft“ vorgekommen, ja, sogar von der deutschen Führung gefördert, und das, obgleich durch unbezweifelbare Dokumente belegt wird, daß jeder Übergriff von der Wehrmacht geahndet wurde.

Der durch zahlreiche Forschungsarbeiten und Veröffentlichungen über den Zweiten Weltkrieg bekannt gewordene Historiker Dr. Stefan Scheil nannte die Ausstellung eine „staatlich geförderte Geschichtsfälschung“. Daniel Heintz' Arbeit belegt, wie berechtigt dieses Urteil ist. *H.-J. von Leesen*

***Daniel Heintz: „Größte Zumutung ... – Vergehen gegen die historische Wahrheit. Ober die angeblichen und tatsächlichen Verbrechen der Wehrmacht in Polen im September / Oktober 1939“**, Regin-Verlag, Straelen 2007, brosch., 112 Seiten, 12,90 Euro, Best.-Nr. 6441*

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Das Ende der Reformen

MIT DER PAZ DIE WELT ENTDECKEN...

Prämie 1: Renaissance - Globus + Atlas der Weltgeschichte

ATLAS DER WELTGESCHICHTE

Renaissance-Leuchtglobus

Das Renaissance-Kartenbild. Im unbeleuchteten Zustand fallen zuerst die pergamentfarbenen Ozeane auf, die Länder mit typischem Randkolorit auf Pergamentfond, die Darstellungen von Fregatten, Seeschlangen und einer Windrose.
Beleuchtet sind die Entdeckerrouten von Christoph Kolumbus bis Magellan zu sehen. Dieses Kartenbild wurde nach Originalkarten aus dem 16. Jahrhundert gestaltet, zeigt dabei dennoch die aktuellen politischen Staatsgebiete. Gesamthöhe ca. 34 cm

Atlas der Weltgeschichte

Ein Atlas der Superlative, der in punkto Wissensvermittlung Maßstäbe setzt: Die ideale Verbindung aus Karten- und Bildmaterial sowie fundierten Texten läßt die Entwicklung der Menschheit von ihren Anfängen bis heute lebendig werden. Zu jeder Epoche bzw. Region finden sich wertvolle Hintergrundinformationen über Personen, Völker, Ereignisse und Kulturen. Mehr als 500 farbige, historisch genaue Karten, 1000 Fotografien und Zeichnungen und über 400 Zeitleisten schaffen visuelle Klarheit.

oder

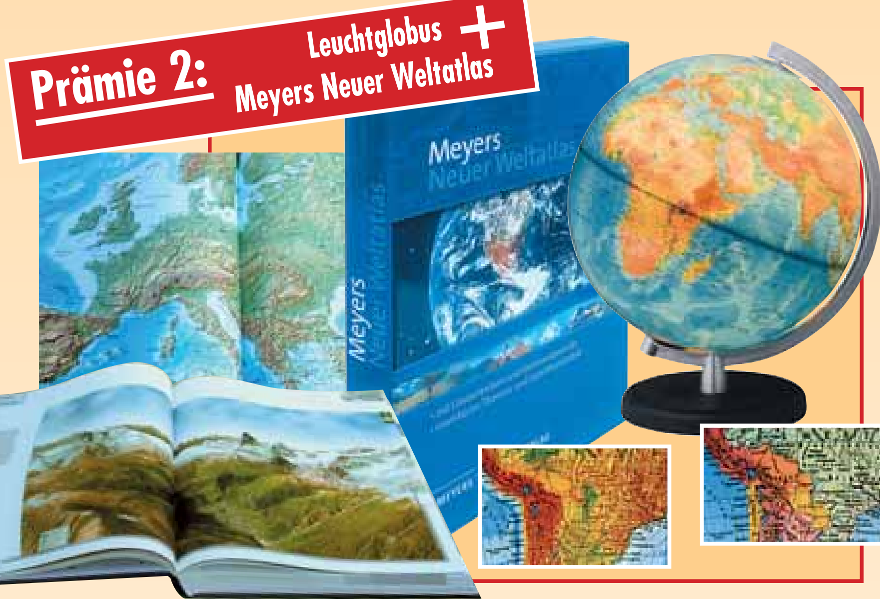
Prämie 2: Leuchtglobus + Meyers Neuer Weltatlas

Leuchtglobus

Das physische Kartenbild (unbeleuchtet) zeigt detailliert die Landschaftsformen sowie die Gebirgszüge und Gebirgsregionen, die Tiefebenen, das Hochland, die Wüsten und in einer plastischen Deutlichkeit durch Farbabstufungen die Meerestiefen.
Das politische Kartenbild (beleuchtet) dokumentiert in klarer, farblicher Abgrenzung alle Staaten und die verwalteten Gebiete unseres Planeten. Sichtbar sind Flug-, Schiffahrts- und Eisenbahnlinien. Durch den speziellen Eindruck von Schummerungen sind bereits hier die Höhenstrukturen der Erde erkennbar. Gesamthöhe ca. 34 cm

Meyers Neuer Weltatlas

zeichnet in bewährter digitaler Präzision ein aktuelles Bild unserer Erde: Optisch wie inhaltlich auf dem neusten Stand der Kartografie, ist dieser moderne Atlas - jetzt mit erweitertem Themen- und Satellitenbildteil sowie mit Länderlexikon - ein unverzichtbares Nachschlagewerk für eine virtuelle Reise um die Welt.



Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ende der Reformen

Lesen Sie die Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
oder am schnellsten per SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich die Prämie für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mind. 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und erhalte die Prämie Nr. 1 ☐ oder Nr. 2 ☐ Bitte ankreuzen!

Zahlungsweise: ☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

Mächtige füttern

Betr.: „Rupert Neudeck: Entwicklungshilfe einstellen“ (Nr. 46)

Es ist recht überzeugend, was K. R. Röhl schreibt und Neudeck meint, daß die rote Heidi ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen ist und Steuergelder verschleudert. Das spricht für die Auflösung des Ministeriums und seine Eingliederung in das Außenministerium, das am besten übersehen und beurteilen kann, wo wir helfen können, ohne mehr Schaden als Nutzen anzurichten und nur die Mächtigen füttern. **Norbert Englert, Minden**

Vorsicht bei Tusk

Betr.: „Nett, aber unnachgiebig“ (Nr. 45)

Die Polen sowie Tusk sind leider noch nicht so weit in der westlichen moralischen Auffassung fortgeschritten, daß sie bis heute Vertreibungen und Genozid als abscheuliche Eigenschaften bei ihrer eigenen Nation verurteilen. Allerdings sind sie dabei, dem deutschen Volk diese Eigenschaft kollektiv zu Unrecht anzulasten, um daraufhin ihre Grausamkeit in diesen Angelegenheiten als berechtigt anzusehen. Mit unehrlichen Partnern dieser Art sollte man nur vorsichtig verhandeln oder Bündnisse schließen. **Peter P. Haase, Boca Raton, Florida, USA**



Kritik an Unicef: Die Ehefrau des Bundespräsidenten Köhler und Unicef-VorsitzendeSimonis eröffnen die Unicef-Grußkartenkampagne. Mit den Erlösen sollen Wasserpumpen in Entwicklungsländern installiert werden, doch was kommt dort an? Foto: ddp

Milliarden-Hilfe

Betr.: „Rupert Neudeck: Entwicklungshilfe einstellen!“ (Nr. 47)

Noch eine interessante Zahl zum Artikel Entwicklungshilfe: Die Zahlungen, die aus der ersten in die dritte Welt über Western Union abgewickelt werden, liegen bei etwa 150 Milliarden Dollar. Die regierungsamtliche (Gießkannen-)Entwicklungshilfe alimentiert nur die „Regierungen“, was für die Betroffenen recht angenehm ist!

Anders bei der Finanzierung konkreter Projekte. Zum Beispiel der neue Airport in Iloilo auf den Philippinen (www.iloiloairport.com). Hier wurde mit japanischen Ingenieuren, koreanischer Manpower und deutscher Finanzierung (Kreditanstalt Frankfurt) ein neuer Flugplatz für über eine Milliarde fertiggestellt. Eine richtungsweisende Investition für die Region.

Michael C. Douglas, Calgary, Kanada

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Atmung für das Klima einstellen

Betr.: „Als ob wir die Welt alleine retten könnten“ (Folge 45)

Mit Recht prangert Herr Schmidt an, daß hierzulande durchgeführte und noch eingeleitete Maßnahmen zum sogenannten Klimaschutz große Geldsummen mit zweifelhaftem Erfolg verschlingen.

Unsere Politiker sollten auf den Boden der Tatsachen zurückkehren, die da sind:

Wasserdampf und die anderen Treibhausgase bewirken, daß die mittlere Temperatur an der Erdoberfläche bei 15° C statt bei Minus 18° C liegt: der sogenannte Treibhauseffekt.

Nun sind aber Erdoberfläche und Atmosphäre kein geschlossenes System, denn zu jedem Zeitpunkt sind nur zwei Drittel des Himmels wolkenbedeckt, während auf einer Fläche von 170 Millionen Quadratkilometern der freie vertikale Luftaustausch bis in große Höhen gegeben ist!

Der entscheidende Wärmetransporteur ist Wasserdampf, der 88 Prozent der Sonnenenergie absorbiert und für rund 20,6° C der genannten 33° C Temperaturdifferenz verantwortlich ist, während CO_2 nur mit 7° C zu Buche schlägt.

Von den verschiedenen Treibhausgasen beträgt der Anteil von CO_2 an der Atmosphäre gerade einmal 0,037 Prozent.

Hiervon entfallen auf die Natur durch die Atmung aller Tiere und aller Menschen, verrottendes organisches Material und auch verdunstendes Meerwasser 97 Prozent!

Der Verbrennung fossiler Energiequellen sind lediglich drei Prozent zuzuschreiben.

Die Klimakatastrophenapostel pflegen die Rolle der Sonnenenergie, der Sonnenflecken, der Meeresströmungen mit ihren Einwirkungen auf das Klima über den Weltmeeren, immerhin 71 Prozent der Erdoberfläche, die Vulkanausbrüche mit ihren Gas- und Rauchwolken und die Gewitter mit ihrer Freisetzung gewaltiger Energien völlig zu unterschätzen.

Die Unzulänglichkeit der Klimamodelle selbst der Uno-Klimabehörde zeigt sich darin, daß sie ihre Prognose des bis zum Jahre 2100 zu erwartenden Meeresspiegelanstiegs von 67 Zentimeter (um 1980) auf 38,5 Zentimeter (2007) revidierte, eine Fehlerquote von 42,5 Prozent!

Prof. em. Dr. B. Hofmeister, Bad Reichenhall

Entwicklungshilfe häufig in die falschen Taschen

Betr.: „Rupert Neudeck: Entwicklungshilfe einstellen!“ (Nr. 47)

Entwicklungshilfe ist keine Nothilfe. Darüber sollte man gut nachdenken, wenn man helfen will. Ist es nicht so, daß der eigene Staat die erste Verantwortung für seine Bürger hat und damit auch für die Entwicklung des Landes all das tun muß, was angemessen oder notwendig ist? Die Entwicklung eines Landes hängt doch nicht von einem nach europäischen oder westlichen gesetzten Standard ab. Die Bedürfnisse eines Volkes kann man doch nicht globalisieren oder, wie gesagt, gleichschalten. Schon aus diesem Grund müssen Entwicklungshilfen nur unter ganz besonderen Voraussetzungen vergeben werden, die durch Staatsverträge festgeschrieben sind und dessen Ausführung man unbehindert und termingemäß bestätigen kann. In Ländern, in denen Krieg und Anarchie herrschen, kann man mit Entwicklungshilfen überhaupt nicht helfen, sondern höchstens noch Waffenkäufe unterstützen. Ganz anders ist es mit Nothilfen. Not kann immer dann entstehen, wenn Naturkatastrophen die Versorgung eines Landes überfordern. Da gibt es genug Beispiele, und kaum jemand wird Hilfe versagen wollen. Der Einsatz dieser Hilfe wird oft von vielen Staaten und auch von privater Seite unterstützt. Leider gehen auch da die Gelder vielmehr in die Taschen derjenigen, die von der Not nicht betroffen sind.

Hans Kewitsch, Winnipeg, Kanada

Sind wir das willige Werkzeug anderer?

Betr.: „Die 68er: Noch heute tragen wir die Folgen“ (Nr. 45)

Können Sie sich nun in meinen zerrissenen Zustand hineinversetzten? Von mir glaube ich, ein guter deutscher Bürger zu sein. Ganz normal. Seit 1948 habe ich gearbeitet, geheiratet, zwei Söhne gezeugt, nicht an Altersversorgung gedacht, nicht dem Vaterland auf der Tasche gelegen, die Euphorie der 50er / 60er Jahre genossen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Und kein bißchen politisch. Bis 1995, ich glaube, da wachte ich auf. Ich wurde kritisch. Warum, weiß ich nicht mehr. Sicher kam vieles zusammen: mein beruflicher Werdegang, meine inzwischen fast erwachsenen Söhne, deren unterschiedliche schulische Entwicklung, deren Liebschaften, das Zusammenleben mit meiner Frau, der Beginn meines Rentnerdaseins und so weiter.

Fortan wurde ich konservativer. Ich wollte, daß auch an herkömmlichen Werten und Verhaltensweisen festgehalten würde. Immer mehr fragte ich mich, ob denn alles zukunftstauglich sei, was wir, meine Frau und ich, Jahrgang 1930 und 1935, in all den Jahren so aufgesaugt haben. Erst heute ist uns bewußt, daß unsere Eltern 1933 und 1945 die Last der Politik und des Krieges trugen. Für uns gestalteten sie das Leben lastenfrei. Herr Röhl hat recht. Wir, die Deutschen, haben ihre Kraft verbraucht. Wir und unsere Eltern waren nicht mehr in der Lage, Werte, Liebe zum Vaterland, Erhalt des Ganzen, nunmehr mit friedlicher Kraft weiterzugeben. Nun müssen wir uns fortwährend opfern, quälen, anfeinden, selbst bemitleiden, spenden, bezahlen, was auch immer. Wir kommen niemals mehr raus aus diesem Teufelskreis. Oder anders gefragt: Wer hält uns denn ständig darinnen? Das können doch nicht nur die 68er sein. Sind die vielleicht nicht auch die Verführten? Das willige Werkzeug anderer. Ist denen nicht bewußt, daß sie nicht grün, sondern rot sind? Und die Linken? Wer treibt die? **Karl Heinz Pape, Bremen**

Viele Farben

Betr.: Leserbrief „Hätte Eva Herman doch auf Kempowski gehört“ (Nr. 45)

Für die Debatten um Eva Herman ist die Aussage eines Zeitzeugen aufschlußreich. Alexander von Stauffenberg, Bruder des Hitler-Attentäters, erklärte 1955: „Ein echtes Bild der damaligen Zeit müßte in vielen Farben schillern. Man darf nicht den häufig begangenen Fehler wiederholen, es in einer kruden Schwarz-weiß-Technik nachzumalen. Es ist ein grober Unfug, sich heute vorzumachen, als ob die Anhänger des Nazi-Systems damals alle Teufel, seine Gegner durchweg Engel gewesen wären.“

Friedrich Karl Pohl, Lüneburg

Erst Staatsbahnlinien, dann erst private Investoren in Ostpreußen

Betr.: „Eisenbahn war nicht immer Staatssache“ (Nr. 45)

Zu dem Artikel sei angemerkt: Die „Ostbahn“ (hier: Berlin–Königsberg) wurde nicht wegen der Militärs gebaut, sondern weil die preußische Regierung sie aus staatspolitischen Gründen wollte. Zwar wurde auch Danzig angeschlossen, die Hauptlinie wurde aber von vorneherein über Küstrin–Schneidemühl–Dirschau–Elbing geplant, was neben einem kürzeren Weg auch die Anbindung der dünn besiedelten Gebiete Westpreußens (zum Beispiel Tucheler Heide) bewirkte. Da die Strecke nicht rentabel sein konnte, stand auch kein privates Kapital für den Bau zur Verfügung. Die im Artikel genannte Streckenlänge (740 km) bezieht sich auf die Entfernung Berlin–Eydtkuhnen über Schneidemühl, nicht über Danzig! Auch das Eröffnungsjahr ist falsch angegeben: Nicht 1867, sondern bereits 1860 wurde der durchgehende Verkehr mit Rußland über Eydtkuhnen–Wirballen aufgenommen, die direkte Verbindung Berlins mit Königsberg war schon 1857 hergestellt.

Privatbahnen wurden in den preußischen Ostprovinzen erst nach Bau der Staatsbahnlinien interessant, und auch hier ging der Anstoß meist auf interessierte und dem Gemeinwohl verpflichtete Bürger zurück (zum Beispiel Insterburg–Tilsit).

Der gebürtige Neidenburger Strousberg, zeitweilig „Eisenbahnkönig“ genannt, eröffnete von 1865 bis 1871 alleine in Ostpreußen mehrere Linien, seine Firmen in Deutschland und Rumänien krachten jedoch in der Wirtschaftskrise 1873 wegen der windigen Finanzierung zusammen. Daraufhin prüfte ein Ausschuß die Notlage der Eisenbahnen und stellte 1876 fest, das Privatbahnsystem habe mehr Nachals Vorteile. Erst jetzt verlangte Bismarck die Verstaatlichung der bedeutenderen Bahnen; durchgeführt wurde sie vom ab 1878 amtierenden Handels- und Finanzminister Albert von Maybach und war 1903 abgeschlossen.

Von einem Vorgänger Maybachs, David Hansemann, stammte das Verdikt, das Wegenetz aus Schienen, Straßen und Kanälen bilde eine Einheit, und Infrastrukturmaßnahmen seien eben grundsätzlich Staatsaufgaben. Die Behauptung, es habe keine Preußische Staatsbahn gegeben, ist ebenfalls unrichtig, wie der Blick ins Reichskursbuch von 1914 zeigt: die Preußische Staatsbahn war gegliedert in die Direktionen Altona, Berlin, Breslau, Bromberg, Cassel, Cöln, Danzig, Elberfeld, Erfurt, Essen, Frankfurt (Main), Halle, Hannover, Kattowitz, Königsberg, Magdeburg, Münster, Posen, Saarbrücken und Stettin, außerdem die preußisch-hessische Eisenbahndirektion Mainz (Hessen gehörte dazu, Bremen, Mecklenburg und Oldenburg hingegen nicht, Braunschweig nur teilweise, von Sachsen nur Leipzig, die Militäreisenbahnen mit öffentlichem Verkehr waren als solche ausgewiesen!); die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen waren eigenständig.

Rainer Claaßen, Bund Junges Ostpreußen, Regionalverband Süd

Anmerkung der Redaktion: Das Fritz-Heft „Eisenbahnen in Ostpreußen“ (2005), das sich mit diesem Sachverhalt beschäftigt, ist über den PMD zu beziehen.

Geld für DDR-Spätheimkehrer

Betr.: „Bitter“ (Nr. 46)

Es ist mehr als nur bitter, wenn man sich vor Augen führt, wie die deutsche politische Klasse mit den überlebenden deutschen Opfern umgegangen ist und wie sie sich jetzt ein bißchen bemüht, für die letzten noch Lebenden etwas zu tun. Gerade wird laut, daß die in die DDR heimgekehrten deutschen Kriegsgefangenen, 12 000 sollen es noch sein, nach den in der Gefangenschaft verbrachten Jahren eine Entschädigung von 500 bis 1500 Euro erhalten sollen.

Im Gegensatz zu den damals in die Bundesrepublik Heimgekehrten, die eine Entschädigung erhalten hatten, wurden die letzten Spätheimkehrer in der DDR nur neu eingekleidet. Um aber auch die Entschädigung der ehemals Westdeutschen einordnen zu können, sei gesagt, daß ein über zehn Jahre festgehaltener Spätheimkehrer auf eine Entschädigung von zwei D-Mark pro Tag gekommen ist. So großartig ist das wirklich nicht, vor allem, wenn man bedenkt, was die Kriegsgefangenen zu erdulden hatten. Noch bis Ende 1949 wurden sie widerrechtlich, was Rehabilitierungen belegen, zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. Die letzten kamen 1955 zurück.

Was wäre, wenn die deutsche Einheitspresse sich einmal bemühte, auch die Leiden und Qualen und auch den Tod ihrer Landsleute zu schildern? Vielleicht würde das ja den einen oder anderen Politiker etwas aufmerken lassen. Ich habe heute vergeblich in der „Welt“ und einer Lokalzeitung nach einer Information über die im Teletext aufgeführte Entschädigung gesucht.

Niklas Jörgson, Tübingen

Wir stehen in der Pflicht

Betr.: „Die 68er: Noch heute tragen wir die Folgen" (Nr. 45)

Bravo Herr Röhl! Mit aller Deutlichkeit nennen Sie Roß und Reiter. Einmal mehr wird klargestellt, in wessen Staat, in was für einem Staat wir leben.

Den Organisationen der Vertriebenen mit ihrem Bund der Vertriebenen mache ich den Vorwurf, sich nicht schon längst zur Rettung des deutschen Volkes und Landes an die Spitze einer nationalen Bewegung gesetzt zu haben. Gewiß, es wäre leichter gewesen, als noch viele Millionen dazugehörten. Aber auch heute noch stehen wir in dieser Pflicht.

Dr. Horst Hüttenbach, Bonn

Wie wäre es mit Proberauchen?

Betr.: „Politik soll für gutes Haschisch sorgen" (Nr. 46)

Es ist einfach zu lieb, wie sich die Grünen um uns sorgen. Da soll sich doch jeder Haushalt fünf Haschischpflanzen in die Fenster stellen dürfen, um den möglichen Eigenbedarf leichter befriedigen zu können. Wer diese Grünen ernst nimmt, ist selber schuld, und so schlug denn auch ein Berliner Leser vor, daß die Fraktion der Grünen zum Zählen der Haschischpflanzen einzusetzen sei, wozu auch Qualitätskontrollen mit Proberauchen gehören sollte.

Sigrun Holzer, Ludwigshafen

Bonbons verteilen

Betr.: „Alles nach Schema Beck" (Nr. 46)

Inzwischen mußte Müntefering seiner Frau helfend zur Seite stehen. Die SPD mußte ihn ersetzen, was sehr schnell ging, aber zeigte, wie der Parteivorsitzende Beck seine Zukunft sieht. Sich nicht in der Regierung verschleißen lassen, den biederen Landesvater mimen und die Bundesbürger mit Bonbons verwöhnen, egal, was dafür über den Haufen geworfen werden muß. Und da es wie immer genügend Bürger gibt, denen das Hemd näher liegt als der Rock, kann Beck punkten.

Karl Fabian, Heilbronn

Protest erwünscht

Betr.: „Illegale sind Märtyrer" (Nr. 47)

Der Rat der Religionsgelehrten der Kairorer Al-Azhar-Universität hat allen Moslems, die bei der illegalen Einreise in Europa ums Leben kommen, den Status von Märtyrern verliehen, weil sie für die Ausbreitung des islamischen Weltreiches gestorben sind.

Clinton hat kürzlich seine Empörung über die Strafe für ein saudisches 19jähriges Vergewaltigungsopfer verkündet, das in einem Berufungsverfahren zu 200 Peitschenhieben und sechs Monaten Haft verurteilt worden ist. Abgesehen davon, daß ich mich frage, warum sich an Clintons Protest nicht die gesamte zivilisierte Welt beteiligt (auch die Steinmeiers, die den Chinesen trotz Tibet die Füße küssen), machen diese beiden Meldungen deutlich, daß wir gegenüber der Ausbreitung des Islams zur Wachsamkeit aufgerufen sind. Wer mit uns in Frieden und Toleranz leben will, sei uns willkommen. Wer uns aber den Islam aufzwingen will, dem haben wir entgegenzutreten. Wir können nicht für Öl unsere Selbstachtung aufgeben.

H.-P. Steding, Neunkirchen



Haben Bahnkunden noch Verständis für den Streik? Streikende Mitglieder der Gewerkschaft Deutscher Lokomotivführer Foto: ddp

Mund aufmachen

Betr.: „Geschichte vergällt" (Nr. 46)

Das Geschichtswissen der jungen wie der älteren Deutschen ist katastrophal, weil der Holocaust alles beherrscht. Und das soll wohl auch so sein. Nicht einmal der Regierende Bürgermeister Berlins war in der Lage, den Zweiten Weltkrieg einzuordnen. Die Folge dieses Unwissens ist auch, daß die Identifikation mit dem eigenen Volk und Staat mangelhaft ist, denn wer will schon mit der Bürde des Holocaust durch sein Leben gehen. Ich habe Abiturienten gesprochen, die in jedem Schuljahr mit dem Holocaust konfrontiert worden sind. Der älteren Generation ist dazu vorzuwerfen, daß sie oft geschwiegen hat, wo sie besser den Mund aufgemacht hätte, um das Gute nicht im Schlechten ersticken zu lassen. Und dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß die DDR ihre Freunde in der Bundesrepublik hatte und noch heute hat, und wir mit der Wiedervereinigung ja auch die Staatspartei und die Schergen des Systems geerbt haben. Da gibt es Geschichtsfälscher und Verdränger am laufenden Band.

Gisela Klopein, Berlin

Einen Mehdorn, der seine eigenen Bezüge um 300 Prozent steigert, nicht unterstützen

Betr.: Leserbrief „Verantwortungslose Lokführer: Heizer Schell vernichtet ihre Jobs" (Nr. 47)

Als sehr regelmäßiger Nutzer der Deutschen Bahn (Wochenendheimfahrer über eine Entfernung von rund 600 Kilometern, überwiegend östlich der zum Glück nicht mehr vorhandenen innerdeutschen Grenze) bin ich äußerst interessiert an einem baldigen Ende des Streiks, und zwar zugunsten der Lokführer. Denn ich muß sagen, daß ich angesichts ihrer im EU-Vergleich miserablen Bezahlung vollstes Verständnis sowohl für ihre Forderungen als auch ihre Maßnahmen habe und dafür auch bereit bin, Unbequemlichkeiten in Kauf zu nehmen. Auch hier erweist sich wieder, daß es nicht nur unmoralisch ist, bei entsprechender Gelegenheit andere „über den Tisch zu ziehen", sondern langfristig auch nicht lohnend.

Am schlimmsten aber finde ich, daß all dies ausgeht von Leuten wie einem Herrn Mehdorn, der seine Millionenbezüge (Verdienst will ich es keinesfalls nennen), wie ich kürzlich in einer Fernsehsendung mitbekam, in den letzten drei Jahren um rund 300 Prozent gesteigert erhielt, womit er den Großteil der geforderten Zulagen aus eigener (!) Tasche bezahlen und noch mehr zum Leben übrig behalten könnte als die meisten von uns.

Die Lokführergewerkschaft GDL täte gut daran, zu signalisieren, daß sie sofort bereit wäre, ihre Aktionen einzustellen, sobald die Angehörigen des Filzes aus Industriemanagement und Politik mit gutem Beispiel vorangingen und sich bereit fänden, ihren empörenden, in einer Welt voller Elend, Krankheit, Orientierungslosigkeit und Armut geradezu obszönen Selbstbedienungsladen dichtzumachen mittels klarer und verhältnismäßiger Besoldungsregeln, angepaßt an ihr Wasserpredigen.

Gerade weil diese Herrschaften mit ihrer auf kaltherzige Art durchgeführten Vollstreckung des Bankrotts der DDR-Führung und damit verbundenen Abwicklung unnötig vieler intakter Arbeitsplätze und Produktionskapazitäten im Auftrag der internationalen Finanzcliquen, ganz abgesehen von deren Greueln, auch der gesamtdeutschen Sache unermeßlichen Schaden zugefügt haben, muß ich meine Anregungen solange als berechtigt ansehen, wie ich nicht davon überzeugt werde, daß die meisten von ihnen den ganz überwiegenden Teil ihrer Einkünfte für gemeinnützige und christusgemäßen Grundsätzen von Recht und Menschenwürde verpflichtete Hilfsaktionen heimlich spenden.

(Meine Buchempfehlung: Jim Wallis: „Wer, wenn nicht wir?", Brendow Verlag, Moers 2007!) Jeder rechtsstaatlich gesinnte Bürger sollte sich meines Ermessens fragen, ob es nicht seine Pflicht wäre, einer in diesem Sinne argumentierenden GDL äußerstenfalls mit dem Mittel des Generalstreiks beizuspringen!

Dr. Holger Tubbesing, Guben

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2126**

Ausländer müssen kommunal wählen dürfen

Betr.: „Wer ist das Volk?" (Nr. 44)

Herrn Hollands Aussagen zum Plan nicht nur der Linken, ein Ausländerwahlrecht auf kommunaler Ebene beschließen zu lassen, sind sehr aufschlußreich. Wenn auch Herr Holland bombastische Begriffe gebraucht, überzeugend ist er nicht. Sie wollen Beispiele? Hier sind sie: SED-PDS-„Linkspartei". Hat nicht auch die CDU eine Vorgeschichte? Völlig absurd ist da das Wort „Linksextreme". Jede politische Partei bemüht sich um Wählerstimmen. Geht es aber der Linkspartei wirklich nur um Stimmen, wenn sie das Wahlrecht auch die Ausländer fordert? Dieser Gruppe des Volkes das Wahlrecht zu enthalten, könnte von dem Gedanken inspiriert sein: Für uns Deutsche arbeiten dürft ihr, aber sonst habt ihr nichts zu sagen. Also Herr und Kuli. Die Forderung der Linkspartei und anderer Parteien als populistisch abzutun, reizt mich zu sagen: Geben nicht andere Parteien vor den Wahlen die Parole aus „Freiheit oder Sozialismus" oder propagierte die SPD kürzlich in Hamburg nicht „Demokratischen Sozialismus"? Ach ja, Herr Thierse stellte fest, daß dieser Begriff von der Linkspartei mißbraucht werde.

Wenn Ausländer jahrelang in dieser Republik auf Dauer leben und arbeiten dürfen, warum sollten sie dann nicht auch wählen dürfen? Herr Holland, bin ich nun auch ein Linksextremist?

Günther Montkowski, Neubrandenburg

Bei Nächstenliebe denke ich an meine Nächsten

Betr.: „Verbotene Trauer, verdrängte Erinnerung" (Nr. 43)

Der Beitrag von Klaus Rainer Röhl traf den Kern des deutschen Leides unserer Zeit. Obwohl gebürtiger Badener, ist mir durch jahrelange Lektüre des *Ostpreußenblatts* beziehungsweise der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* das schwere Schicksal meiner ostdeutschen Landsleute wohl vertraut. Tragödien wie die von Nemmersdorf oder der Flüchtlingsschiffe auf der Ostsee haben sich mir durch die Bücher von Heinz Schön tief eingeprägt. Wenn heute allseits Nächstenliebe eingefordert wird oder vom „Nächsten" die Rede ist, denke ich dabei nicht an Bewohner ferner Erdteile, sondern bewußt an die vielen Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen unseres Volkes, deren Andenken heute auf politischer Ebene durch Kaltherzigkeit oder gar Hohn beschädigt wird.

Einem Volk und insbesondere den unmittelbar oder mittelbar Betroffenen die Trauer und das öffentliche gemeinschaftliche Gedenken ihres Leides an würdiger Stätte mit Hinweis auf Selbstverschuldung absprechen zu wollen, ist weiter nichts als eine ideologische Finte. Was fürchtet man denn? Klar, wo Leid betrauert wird, tritt auch der Verursacher dieses Leides in Erscheinung. Dies gilt's zu verhindern und von der Schuld aller Welt allein die deutsche auf ewig zu zementieren. Wie sagte doch Bundespräsident Richard v. Weizsäcker in seiner Rede zum 8. Mai 1985 (zitiert aus: Heinz Nawratil, „Der Kult mit der Schuld"): „Wer vor der Vergangenheit die Augen schließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren." Und sieben Jahre später sagte er in Wunsiedel / Bayern im Zusammenhang mit einem deutschtschechischen Nachbarschaftsvertrag, bei dem es um deutsche Vertreibungsopfer ging: „Der Blick nach vorne heilt die Wunden der Vergangenheit viel besser, als in den Wunden herumzurühren." – Ja, so einfach ist das.

Wilfried Sprenger, Neuenbürg

Ehrbeschmutzung

Betr.: Guido Knopp „Die Wehrmacht – Eine Bilanz"

„Man muß die Lüge nur immer ständig wiederholen, damit sie in das Unterbewußtsein der Menschen eingeht und die Wahrheit keine Chance erhält, sich auszubreiten." Nach diesem Motto war auch die neue Folge von Guido Knopp „Die Wehrmacht – Eine Bilanz" im ZDF aufgemacht. Kein Wort über die Ursachen zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, über die Folgen des Versailler Diktats, über die Anerkennung israelischer Militärhistoriker, „die Wehrmacht sei die disziplinierteste Armee des Zweiten Weltkrieges gewesen". Ob Herr Knopp auch einmal den Mut hat, im Fernsehen Filme über Verbrechen der alliierten Streitkräfte gegen Deutsche zu zeigen? Mit einer ständigen Beschmutzung der Ehre und des Ansehens der Väter und Großväter des eigenen Volkes läßt sich herrlich Geld verdienen.

D. v. Gottberg, Kiel

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Fast 50 Prozent mehr »Aufstocker«

Nürnberg – Rund 1,3 Millionen Personen bezogen im Januar 2007 Hartz-IV-Leistungen, obwohl sie einer Beschäftigung nachgingen. Dies ergab eine Studie des Nürnberger Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Demnach lag die Zahl der sogenannten Aufstocker 2005 bei nur 880000. Besonders betroffen sind Menschen in Kurz-, Zeit- und Saisonarbeit oder instabiler Beschäftigung.

Giordano zieht sich zurück

Berlin – Ralph Giordano hat sich aus dem Unterstützerkreis für das „Zentrum gegen Vertreibungen" (ZgV) verabschiedet. Der Schriftsteller begründete seinen Schritt damit, daß in dem Konzept zu wenig von dem „deutschverursachten Morduniversum" die Rede sei. Die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV), Erika Steinbach, bedauerte die Entscheidung. Giordano werde immer „einen Platz in meinem Herzen behalten", sagte sie.

ZUR PERSON

Karriere statt »Hilfe«



Der linken Politnovizin geriet der große Auftritt im Kreuzverhör der Medienprofis Hajo Schumacher (Ex-„Spiegel"-Redakteur) und Hans Hermann Tiedjen (Ex-„Bild"-Chef) außer Kontrolle. **Franziska Drohsel**, die neue Juso-Vorsitzende, tappte beim Polit-Talk „Links-Rechts" des Senders N24 von einer Falle in die nächste. Die Offenbarung: Drohsel ist am linken Rand aktiv, Mitglied der „Roten Hilfe". Die „Rote Hilfe" ist ein ultralinker Verein, der mit dem Rechtsstaat in Konflikt geratenen Linksextremen aus der Patsche hilft. Solidaritätsbekundungen zu RAF, Eta und PKK gehören zum Standardprogramm der „Roten Hilfe".

Mit derlei Hobbys ist man selbst in der SPD nicht tragbar. Die Mitgliedschaft in dem vom Verfassungsschutz beobachteten Verein hat die 27jährige nun gekündigt. Damit aber zieht sie sich bei Gesinnungsgenossen nun erst recht Unmut zu: „Da hätte ihr mehr Standfestigkeit gut zu Gesicht gestanden", tönt die „taz". Doch Drohsel setzt auf Karriere, Richterin möchte die studierte Juristin werden. Die Juristin ist seit 2006 Promotionsstudentin an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Mit 15 Jahren trat sie den Jusos bei, seit 2001 ist sie SPD-Mitglied. Ihr Weltbild teilt sie in Gut und Böse. Im „taz"-Interview erzählt sie, wie sie beim Plakate kleben angepöbelt wurde. „Das waren Passanten, jüngere und ältere. Wir waren zu zehnt, aber ich habe mich dort unwohl gefühlt." Die Aktion fand im Berliner Weitling-Kiez statt, die Skinhead-Szene ist dort vertreten. Doch die bekam sie gar nicht zu Gesicht, nur „jüngere und ältere Passanten". Dennoch werden die sogleich ins Klischeekästchen gesteckt: „Bei uns gilt grundsätzlich: Mit Nazis wird nicht diskutiert." Alle in einen Sack, die Methode ist bekannt. *M.A.*



Alles andere kann warten Zeichnung: Mohr

Benachteiligt

Was wir von Putin lernen, wie Bayern Dissidenten martert, und wie uns die soziale Ungerechtigkeit überallhin verfolgt / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Voller Ekel stehen wir vor dem Wahltheater in Rußland. Die Wähler hatten ja gar keine Alternative: Der Rundfunk ist fest in den Händen von regierungsnahen Gremien, und eine Sieben-Prozent-Hürde liegt wie ein Minengürtel zwischen den tapferen Oppositionsparteien und dem Parlament.

Niemand möchte Rußland jetzt noch als Demokratie bezeichnen, außer dem einen, der aus Moskau bezahlt wird. Für uns andere war die russische Farce ein Lehrstück, weil wir den Unterschied zwischen wahrer und vorgetäuschter Demokratie jetzt viel deutlich sehen. Die Grenze verläuft unter anderem zwischen Fünf- (Demokratie) und Sieben- (Putinismus) Prozent-Hürde. Das kann man sich leicht merken. Aber das ist natürlich nicht alles.

Die wichtigere Voraussetzung für Demokratie ist, daß die Wähler auf dem Stimmzettel mehrere große Parteien vorfinden, die wirklich unterschiedliche Positionen vertreten. In Rußland sitzen nur die Regierungsparteien im Parlament und als kleine Opposition daneben die Kommunisten. Merke: Demokratie ist da, wo FDP und Grüne auch dabei sein dürfen, auch wenn die nichts zu sagen haben.

Der allerwichtigste Punkt ist schließlich, daß man sich in Deutschland auch als Oppositioneller gefahrlos zum Essen einladen lassen darf. Daran sollten wir in jedem Falle festhalten, selbst wenn's gruselig schmeckt.

Aber wir sollten nicht hochmütig werden: Leicht haben es unsere Oppositionsparteien gegen die Übermacht der Großen auch nicht. In Bayern geht weiterhin die schiere Angst um bei den Dissidentenvereinen FDP, Grüne und Freie Wähler. Gabriele Pauli droht noch immer allen dreien mit einem Aufnahmegesuch. Wie in „solchen Ländern" üblich, spielt die immerwährende Regierungspartei CSU den Unschuldigen und tut so, als habe sie mit der Sache rein gar nichts zu tun. Die haben wir natürlich längst durchschaut. Die haben Pauli ausgeschickt, um den Restbeständen der noch nicht gleichgeschalteten Opposition in Bayern den Verstand zu rauben. Und wo wir schon beim Vergleichen sind: In einer Sache ist Rußland allemal demokratischer als Deutschland. Neben denen, die als Abgeordnete, Minister etc. ganz offiziell aus dem Steuersäckel versorgt werden, können bei uns nur sehr wenige Bürger mit Politik Geld verdienen. Da gibt es die begehrten Genossenversorgungswerke: staatsnahe Unternehmen, auf deren Spitzenposten zufälligerweise immer wieder Leute auftauchen, die sich in irgendeiner Weise für ihre Partei verdient gemacht hatten. Oder man geht als Gas-Lobbyist wie Schröder oder verhökert A-la-Carte-Interviews wie die Frau Pauli (siehe vergangene Folge).

Wir einfachen Bürger aber gehen leer aus. Zwar warnen uns die Politiker vor jedem Urnengang, wir sollten unsere Stimme nicht „verschenken", in Wahrheit wollen sie aber genau das. Oder haben Sie Ihre Stimme schon mal zurückbekommen? Oder etwas dafür eingestrichen? Eben!

> In Rußland kriegen Wähler Geld, bei uns bekommen sie nichts und werden sogar »verliehen«!

In Rußland dagegen gibt es das schöne Karussell-Spiel, wo die Bürger mit dem Stimmzettel in der Hand vor das Wahllokal treten und ihr Kreuzchen öffentlich versteigern. Da haben alle was von der Demokratie, nicht bloß ausgekanzlerte Brionibonzen oder latexverpackte Huberbomben.

Hören sie mal genau hin, wie die deutschen Politiker uns und unsere Stimmen herum schieben. Die FDP habe sich Stimmen von der Union „geliehen", heißt es da in unverschämter Offenheit. Entsprechend geht die Leihgebühr auch nicht an uns, sondern an die Union in Form von „Mehrheitsbeschaffung". Oder: „Die SPD hat sich Stimmen von der Union geholt", hieß es nach der jüngsten Bundestagswahl – von der Union, nicht von uns.

In Rußland sitzen die Wähler selbst an der „Karussell"-Kasse und sahnen ab, sie müssen sich nicht verschenken, keiner verleiht sie. Zudem leiden sie nicht unter der deutschen Misere, daß die Parteien „gesichtslos" geworden sind, wie hierzulande alle beklagen. In Rußland hat die Politik drei genau umrissene, für jedermann erkennbare Gesichter: das von Putin, das von (Kommunistenchef) Sjuganow und das in der Grünen Minna.

Deutschlands Parteien sind deshalb so schwer zu identifizieren, weil sie sich alle in die „Mitte" gequetscht haben. Dort bilden sie eng umschlungen eine einzige breiige Masse, aus der ab und zu Blasen herausblubbern wie „soziale Gerechtigkeit" oder „erfolgreichen Reformweg fortsetzen" oder einfach nur „die Menschen in unserem Lande". Aus welchem Teil des wabernden Klopses die Blasen jeweils stammen, ist kaum herauszufinden, sie riechen alle gleich.

Nur manchmal kommt etwas heraus, was eindeutig zuzuordnen ist wie der „demokratische Sozialismus", der war eindeutig von den Roten. Von welchen, haben wir leider vergessen, allerdings mußten wir uns tagelang die Nase zuhalten.

Wenn die Politiker im Fernsehen zusammenkommen, wissen sie auch kaum, worüber sie sich streiten sollen. Neulich bei Anne Will warf sich sogar Gregor Gysi für die Mittelschicht ins Zeug, die zu seinem Leidwesen zerstört werde. Ansonsten ging es unter den Parteileuten nur darum, wer es schaffte, am allersozialsten rüberzukommen. Langweilig.

Wenigstens war Oswald Metzger da. Der hatte die Stirn gehabt zu behaupten, daß es arme Leute in Deutschland gibt, die arm sind, weil sie faul sind, weil sie nur zu Hause hocken und „Alkohol und Kohlehydrate in sich hineinstopfen". Daran delektierte sich die ganze TV-Runde mit Hingabe und prügelte den Metzger windelweich. Die Moderatorin steuerte das Schlachtfest sehr geschickt, indem sie dem Ex-Grünen immer genau dann das Wort entzog, wenn der sich gerade erklären wollte.

Arm weil faul! Der Schauer der sozialen Kälte durchweht das Land und bläst für einen kurzen Moment die Wolken des gesellschaftlichen Konsenses davon. Der Konsens hat unser Denken zutiefst verfeinert, im moralischen Sinne, nicht im geistigen. Früher nannte man arme Leute einfach arme Leute, dann hießen sie „sozial Schwache" oder kurz „Mittellose". Alle Begriffe lassen offen, ob jemand aus eigener Schuld oder durch widrige Umstände nichts auf dem Konto hat. Ob er also bloß faul ist oder, ob jemand beispielsweise als Alleinerziehender keine Chancen auf einen ordentlich bezahlten Posten hat.

Diese Unklarheit haben wir ausgebügelt, indem wir alle Armen durchweg „sozial benachteiligt" nennen. „Benachteiligt" zu werden ist gemein und immer die Schuld der anderen. Aus der simplen finanziellen Ungleichheit wurde so die „soziale Ungerechtigkeit".

Das trifft unseren Nerv und daher auf unser aller Zustimmung. Das Gefühl der Benachteiligung, nein: die Gewißheit, von den anderen hämisch zurückgesetzt zu werden, ist schließlich unser täglicher Begleiter: Man denke nur an die Schlange an der Kasse. Grundsätzlich stehen wir in der falschen, vor uns die sadistischen Langsammacher, die sich extra Zeit lassen beim Bezahlen, in Taschen und Portemonnaies wühlen, Kleckerbeträge mit Karte begleichen und, und, und – alles nur, um uns zu quälen. Links und rechts dazu die höhnisch grinsenden Überholer, die Besser(hin)gestellten, mit der sozialen Kälte in ihren häßlichen Gesichtern!

Nein: Die Welt ist ungerecht, und wir sind die Opfer. Der Eindruck der Benachteiligung hört nie auf.

Daher können Politiker auch darauf vertrauen, daß „soziale Gerechtigkeit" immer zieht, weil alles zuverlässig ungerecht bleibt. Die CDU hat das auf ihrem Parteitag jetzt auch erkannt und will die soziale Ungerechtigkeit bekämpfen. So feierten die Christdemokraten in Hannover ihre neue soziale Wärme und ganz besonders ihre Chefin, die die einst als marktwirtschaftlich verschrieene Partei auf diesen Pfad gelenkt hat. Ein großes Fest bei Bier und Kohlehydraten.

ZITATE

Der frühere Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie ***(BDI), Hans-Olaf Henkel****, ging im „Spiegel" vom 3. Dezember hart ins Gericht mit der* ***SPD-Kritik*** *an Kanzlerin* ***Merkels China-Politik****. Zu Altkanzler Schröder bemerkte er spitz:*

„Wenn Schröder jetzt in China die Menschenrechtspolitik der Bundesregierung kritisiert, so dient das vor allem einem Ziel: Er will sich dort als Türöffner lieb Kind machen. Das mag als privates Geschäftsmodell funktionieren, es sollte aber keinesfalls die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland bestimmen."

Die „Welt" vom 4. Dezember graust sich vor dem ***Opportunismus*** *gleich beider* ***Koalitionsparteien****:*

„Der Anspruch, Programmpartei zu sein, ist ... kaum noch aufrecht zu erhalten. Sowohl Union als auch SPD sind derzeit mit dem Suchscheinwerfer unterwegs und markieren jeden Ort, wo Wählerhäufungen erkennbar sind, als den ihren ... Reflexhaft wirken sie dabei gleichermaßen!"

CSU-Chef Erwin ***Huber*** *sieht Altkanzler Gerhard* ***Schröder*** *(SPD) nach den Wahlen in* ***Rußland*** *mehr als widerlegt. Auf dem CDU-Parteitag in Hannover meinte Huber:*

„In Rußland stehen lupenreine Wahlfälscher, aber nicht lupenreine Demokraten an der Spitze."

Der Vorsitzende des Umweltausschusses im hessischen Landtag, ***Heinrich Heidel*** *(FDP), zur* ***Verteuerung von Lebensmitteln****:*

„Es stimmt etwas nicht, wenn Hundefutter mehr kostet als ein gutes Steak. Es stimmt etwas nicht, wenn eine Tonne Müll teurer ist als eine Tonne Weizen."

Pisa-taugliche *handgeschriebene* ***Drohung*** *auf einem Zettel, mit dem ein* ***Räuber*** *eine Frankfurter Sparkassenfiliale überfallen wollte:*

„Bank überfal, sofort geben Gelt oder schisen, kein schpas."

Vom Schärfen

Stumpfe Messer kann man schärfen,
und man lernt als Öko-Christ,
daß gleich alles wegzuwerfen
eine Umweltsünde ist.

Wenn Profile nimmer greifen
– die Gefahr ist derzeit groß –
hilft hingegen nicht das Schleifen,
sondern Runderneuern bloß.

Aber jetzt, so ist zu hören,
gibt es welche, die partout
beim Profil auf Schärfen schwören,
am Parteitag noch dazu!

Ist das technisch denn zu schaffen?
Nein, sofern man's wörtlich nimmt,
doch im Lande der Schlaraffen
klappt die Sache ganz bestimmt:

Keinen wird man mehr vergrämen,
weil man nun ja wohlbedacht
just mit sozialen Themen
sich ans frohe Schärfen macht.

Und ich sag' euch, wie's gekommen:
Ähndschie hat das große „C"
schlicht zyrillisch wahrgenommen –
als ein „S", o jemine!

Pannonicus